

C.

Tagebuch

Teil 2

Juchnow

Einleitung des Herausgebers

Da die Schweizer Equipen längere Zeit in den Kleinstädten Juchnow und Roslawl eingesetzt waren, möchte ich hier eine Schilderung der Situation in beiden Städten, wie sie sich damals für die russische Bevölkerung, die deutsche Wehrmacht und die Schweizer Gäste darstellte, an Hand von Zeitzeugen und Archivmaterial geben.

Nach der Kesselschlacht von Smolensk Ende Juli 1941 hatte Hitler trotz Protesten von Generalfeldmarschall von Bock und Generaloberst Guderian¹, den von Bock deshalb persönlich ins Führerhauptquartier geschickt hatte, den Vormarsch auf Moskau angehalten, um zunächst die Entscheidung im Südabschnitt zu erzwingen und die Industriegebiete und Getreidefelder der Ukraine als Basis für weitere Feldzüge in die Hand zu bekommen. Dazu wurden der Heeresgruppe Mitte große Truppenteile entzogen, so dass die Kräfte für weitere Angriffsoperationen im Mittelabschnitt fehlten und die Truppe sich eingraben musste. Erst Ende September, nach den erfolgreichen Kesselschlachten im Süden, konnten die Vorbereitungen zum weiteren Vormarsch nach Osten getroffen werden. Die Angriffsrouten folgten hauptsächlich den Rollbahnen, wobei die 4. Armee unter Generalfeldmarschall von Kluge² von der Basis Roslawl aus entlang der Straße Spass-Demensk-Juchnow-Medyn-Malojaroslawez-Moskau operierte.

Der kleine Ort Juchnow, an der Rollbahn Roslawl-Malojaroslawez gelegen, wurde dabei am 5.10.1941 von der 10. Panzerdivision³ eingenommen, drei Wochen, bevor die Schweizer Equipe eintraf. Generalfeldmarschall v. Kluge verlegte sein Hauptquartier in ein Waldlager südöstlich von Juchnow⁴, später nach Malojaroslawez.

¹ Heinz Guderian (1888-1954), Generaloberst, Organisator der Panzerwaffen, Kommandeur der Panzergruppe 2 bis zum 21.12.41; von Hitler abgesetzt, als er seine Truppen vor Moskau eigenmächtig zurücknahm. 1943 Generalinspekteur der Panzertruppen, 1944-1945 Chef des Generalstabs.

² Hans Günther von Kluge (1882-1944), Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der 4. Armee vom 1.8.1939 bis 25.12.1941, danach Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte als Nachfolger v. Bock's. Dem militärischen Widerstand nahestehend, aber den letzten Konsequenzen ausweichend. 1944 Oberbefehlshaber im Westen. Selbstmord nach dem Attentat auf Hitler.

³ Diese gehörte zur Panzergruppe 4 unter Generaloberst Erich Hoepner (1886-1944), später 4. Panzerarmee. Einen Tag später, am 6.10., stand die 258. Infantriedivision in Juchnow.

⁴ Siehe Memoiren General Walter von Unruh, Kapitel 2, „Kommandant des Rückwärtigen Armeegebietes der 4. Armee“, S. 19; Kopie beim Herausgeber



Generalfeldmarschall v. Kluge

Am 26.10.1941 verlegte auch der Korück 551⁵, Generalleutnant von Unruh⁶, sein Hauptquartier nach Juchnow. Er meldete am 15.10.1941: „Bevölkerung willig und freundlich. Alles wünscht Ordnung. Plünderungen sind nicht gemeldet worden.“⁷ Die Situation in der kleinen Stadt stellte sich Anfang November wie folgt dar:⁸ Die Stadt hatte vor dem Krieg

⁵ Abk. für Kommandant des Rückwärtigen Armeegebietes; es lag zwischen dem Kampfgebiet und dem Rückwärtigen Gebiet der Heeresgruppe Mitte, für die 4. Armee nordöstlich der Straße Smolensk-Roslawl

⁶ Walter von Unruh (1877-1956), schon im 1. Weltkrieg General im Russlandfeldzug. 1940/41 Kommandant in Brest-Litowsk, im September Ernennung zum Korück der 4. Armee. Im Februar 1942 auch Kommandant von Roslawl. Am 30. April 1942 von Hitler mit der besonderen Aufgabe betraut, sämtliche Verwaltungen nach Personen zu durchkämmen, die als Offiziere noch kriegsdienstverwendungsfähig waren (Spitzname: „Heldenklau“). Zul. General der Infanterie.

⁷ Korück 559, Qu.tgb.Nr. 4008, St.Qu., 15.10.1941; BA/MA, RH 23/126

⁸ KTB (Kriegstagebuch) der IV. Wi 48 (Wirtschaftsinspektion), Korück 559, 4.10.41 bis 17.1.42; 9.11.41, Besprechung mit dem Bürgermeister der Stadt Juchnow und dem Kreislandwirt; BA/MA, RH 23/161. Die Ortskommandanturen hatten die Nr. I/288 und II/666 (BA/MA, Anlagen zum KTB Korück 559, RH 23/126)

5.000 Einwohner, im November 1941 nur noch 2.000. Größere Ernährungsvorräte waren nicht vorhanden, daher konnte kein Fleisch an die Bevölkerung ausgegeben werden. Indessen wurde die Schlächtereikompanie 605 am 15.10. nach Juchnow verlegt.⁹ Allerdings lagerten in der Kirche von Juchnow etwa 10.000 Zentner Roggen und 1.000 Zentner Weizen, die für die Gefangenenernährung sichergestellt wurden. Die Kartoffelernte war zu 2/3 eingebracht. Sechs Getreidemühlen waren in Betrieb, davon 5 am Flusslauf, und leisteten bis 1 ½ Tonnen täglich, so dass jeder Familie das Mahlen von 50 kg Roggen gestattet wurde. Die alten Betriebsführer wurden eingesetzt. Noch „bemittelte“ Familien sollten für Nahrung bezahlen, 80 arme Familien ihre Nahrung umsonst bekommen. Eine Bäckerei wurde von der Wehrmacht in Betrieb genommen und arbeitete für die Versorgung der Gefangenen. Für die Landwirtschaft wurden vom Armee-Oberkommando Pferde zur Verfügung gestellt. Die Molkerei wurde instandgesetzt und lief nach Eintreffen der Milchversorgung an. In einer Besprechung mit den Oberstarosten¹⁰ des Rayons Juchnow am 15.11.1941, bei der 100 Vertreter anwesend waren, wurde die Abgabe von Milch und deren Transport an die Molkerei in Juchnow angeordnet, ferner zur Versorgung mit Brennmaterial (Steinkohle gab es nicht) die Erhöhung des Holzeinschlags in den Wäldern und die Aufforderung an die Bauern, überall Meiler zur Produktion von Holzkohle anzulegen. Unberechtigte Viehrequirierungen, z. T. unter Drohungen, über die die Bauern sich beklagt hatten, sollten durch Spezialkommandos der einzelnen Divisionen unterbunden werden und dienten auch zum Schutz der landwirtschaftlichen Sachbearbeiter gegen Partisanen. Auf einer weiteren Starostenversammlung am 4.12.41 wurden sämtliche Entnahmen von Vieh, Getreide und Kartoffeln verboten. Infolge von Übergriffen und Eigenmächtigkeiten der Truppe, Plünderung von Bienenstöcken unter Vernichtung der Völker usw. war das anfängliche Vertrauen der ländlichen Bevölkerung zur deutschen Wehrmacht erheblich vermindert worden.

⁹ BA/MA, RH 20-4/1006

¹⁰ Starosta (heute nicht mehr gebräuchlich), Dorfschulze, Sprecher, Ältester. Nach einer Sicherheitsüberprüfung durch den SD oder die Geheime Feldpolizei wurde in jedem Dorf ein Starosta eingesetzt, mehrere Dörfer hatten einen Oberstarosten (Gemeindebürgermeister); ein Landkreis (Rayon) einen (russischen) Verwaltungschef. Auf der Ebene des Oblast (Regierungsbezirks) gab es keine russische Verwaltung, diese wurde von Militärverwaltungsangestellten bei der Heeresgruppe Mitte bzw. von dem AOK 4 wahrgenommen.



General Walter von Unruh, Befehlshaber des Rückwärtigen Gebietes der 4. Armee 1941/42

Zum Bezirk Juchnow gehörten 90.000 ha, eingeteilt in 160 Kolchosen¹¹ und Sowchosen; bis auf 80 Traktoren, 12 Mähdrescher und 20 Flachs-

¹¹ Kolchos: Abk. für kollektiwnyj chozajstwo (landw. Produktionsgenossenschaft), Sowchose: Abk. f. sowjetskij chozajstwo (Staatsgut). Hitler hatte den nicht wieder gutzumachenden politischen Fehler begangen, die Kolchosen und Sowchosen intakt zu lassen und deutschen Bezirks- und Kreislandwirten zu unterstellen, um mehr aus dem Land herauszuholen, ohne Rücksicht auf die Wünsche der russischen Bauern, die eine Rückgabe des privaten Landes erhofften und die man damit für die deutsche Seite gewinnen konnte. Der Kreislandwirtschaftsführer in Roslawl berichtete daher am 16.10.1941: „Der Arbeitswille

rauhmaschinen hatten die Sowjets alles ins Hinterland abtransportiert. Der Viehbestand war nur noch gering. Die Flachsfabrik war nach Entfernung der elektrischen Anlage nicht mehr betriebsfähig. Die vorgefundenen Vorräte an Flachsstroh und Hanf konnten nicht verarbeitet werden, ebenso 100 Tonnen Leinsamen und 250 Zentner Saatklee. Eine Stärkefabrik 1 km vom Westausgang von Juchnow zur Herstellung von Kartoffelstärke war schon von den Russen nicht mehr benutzt worden, sollte aber, da die Maschinen nur geringfügige Beschädigungen aufwiesen, wieder in Gang gesetzt werden.

Holzvorräte lagerten noch reichlich in einer Försterei nahe der Stadt. Ein deutscher Förster wurde eingesetzt, von den zur Bewirtschaftung erforderlichen Leuten arbeitete bereits ein großer Teil. Westlich der Stadt befand sich ein Sägewerk, das zwar veraltet war, aber bereits von einer Pionierkompanie wieder betrieben wurde. Im wesentlichen wurden Schlittenkufen für Radfahrzeuge hergestellt.

Die Licht- und Wasserversorgung in Juchnow wurde durch das Technische Bataillon (mot.) 8 instandgebracht und ausgebaut¹², das Elektrizitätswerk in Betrieb genommen und das Ortsnetz verbessert, zur Wasserversorgung in Brunnen Pumpanlagen errichtet.

Ungeheuer war die Zahl der insbesondere nach der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk anfallenden sowjetischen Kriegsgefangenen. Am 10. Oktober wurde die 137. Infanterie-Division dem Korück 559 unterstellt, um das Sammeln, Abführen und die Bewachung der Kriegsgefangenen durchzuführen, Beute und Landesvorräte zu erfassen, die Bewachung von Bahnen, Straßen und Brücken sowie die Befriedung des rückwärtigen Gebietes der 4. Armee durchzuführen.¹³ Dabei hatte sie im Bereich Juchnow alle Gefangenen zur Armee-Gefangenen-Sammelstelle 2 zu bringen (Kommandant: Hauptmann Reeber).

Wie sah es in diesem Lager aus? Eine Besichtigung durch den Kriegsgefangenen-Bezirkskommandanten, Oberst Marschall, am 5.11.1941 ergab

und das Arbeitstempo des russischen Bauern sind der letzte Grad vor dem Nullpunkt ... Der Russe hat deshalb kein besonderes Interesse an der weiteren Ernteeinbringung, weil er sich selbst verbotenerweise einen reichlicheren Wintervorrat eingelagert hat, wie ihm zusteht“ (K-Landwirtschaftsführer für Smolensk Süd, BA/MA, RH 20-4/1006).

¹² AOK 4 - O Qu IV - IV Wi, Br. B. Nr. 464/41 geh., 5.11.41, BA/MA, RH 20-4/1006

¹³ Befehl Korück 559, Qu.Tgb. Nr. 3855/41, St. Qu., vom 10.10.1941. BA/MA, RH 23/126. Siehe auch W. Meyer-Detring, Die 137. Infanterie-Division im Mittelabschnitt der Ostfront. Petzenkirchen 1962

folgenden Zustand:¹⁴ „Gute winterliche Unterkunft. Hierzu ist jedoch notwendig Winterbevorratung - und Verpflegung. Hier ist noch gar nichts geschehen ... Anlage von Erdhütten bemerkenswert, da diese ohne Verwendung eines Nagels gebaut sind. Sie sind mit je 3 Ziegelsteinöfen ausgestattet. Lager steht auf einem Sandhügel. 2 Brunnen liefern das Wasser ... Anlage eines Bades in Art der Sauna ist im Entstehen. Führer zeigt Organisationstalent und Initiative. Die ganze Anlage hat vor einigen Tagen die besondere Anerkennung des Oberbefehlshabers Generalfeldmarschall Kluge gefunden.“



Gefangenelager für russische Gefangene

Bis zum 25.10. war die unglaubliche Zahl von 300.000 sowjetischen Kriegsgefangenen durch die Hände der 137. I. D. gegangen! Da die Stelle in Juchnow nur Platz bis zu 10.000 Gefangene hatte, mussten diese in mehreren Fußmärschen nach Smolensk (Dulag¹⁵ 126) und Roslawl (Dulag 130) geleitet werden. Bis zum 17.10. waren z. B. in Roslawl 90.518 Gefangene eingetroffen. Bei diesen Zahlen ist es ein Wunder, dass überhaupt noch ausreichend Nahrungsvorräte für sie zur Verfügung standen.

¹⁴ Kgf.-Bezirkskommandant J., O.U., 6.11.1941, Anlage 39 zum KTB Ltd.Kgf. Bez. Kdt. HK Mitte; BA/MA, RH 22/251

¹⁵ Dulag: Abk. für Durchgangslager



Kolonne russischer Kriegsgefangener

Im Tätigkeitsbericht des Korück 559 heißt es da:¹⁶ „Der Abtransport zu Fuß und in Kolonnen erfolgte mit geringster Begleitung ohne Zwischenfall. Lager Roslawl war dem Massenansturm trotz aller Schwierigkeiten gewachsen. Verpflegung für die große Masse durch Pferdefleisch und Kartoffel wurde sichergestellt.“ Am 17.10. waren noch 5.500 Gefangene in Juchnow registriert, auf dem Marsch nach Roslawl befanden sich 19.500; weitere 150.000 waren angekündigt!¹⁷ Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Masse der Gefangenen aus dem Kessel von Wjasma erst noch im Anmarsch auf Smolensk.

Die Bewachung in Juchnow erfolgte durch Stab und 1. Kompanie des Wach-Bataillons 591, dazu Stab und 1. Kompanie der Feld-Gendarmerie-Abtlg. 697.¹⁸ Die Einrichtung eines Dulag im Ort wurde erwogen. Ein Kriegsgefangenen-Lazarett wurde auf der Rollbahn nach Roslawl in Spas-Demenskoje eingerichtet. Aus Furcht vor Partisanenbildung wurde der Befehl erlassen, alle zwischen den Ortschaften wandernden Personen im militärdienstfähigen Alter von 17 bis 65 Jahren aufzugreifen und in die Gefangenenlager zu bringen sowie bei Nacht auf alle Zivilpersonen auf den Landstraßen und im Gelände das Feuer zu eröffnen; in den Dörfern sollten die Starosten jeden Ortsfremden melden und abliefern. Wer noch

¹⁶ Korück 559, Qu.Tgb. Nr. 4008, St.Qu., 15.10.1941; BA/MA, RH 23/126

¹⁷ Korück 559, Qu Tgb. Mo. 4086, St.-Qu., 17.10.41; BA/MA, RH 23/126

¹⁸ Korück 559, Qu. Tgb. Nr. 4179, St. Qu., 19.10.1941, BA/MA, RH 23/126

mit der Waffe in der Hand angetroffen wurde, galt als Freischärler. Zu weiteren Sicherungszwecken wurden Genesenen-Bataillone eingesetzt, um Kräfte für Kampfkationen zu sparen.

Auf der Marschstraße von Juchnow nach Roslawl wurden Relais-Stationen eingerichtet, die so ausgestattet waren, dass die Verpflegung der Gefangenentransporte sichergestellt war.¹⁹ Beim Abmarsch in Juchnow war Verpflegung für zwei Tage mitzugeben, die an den Relais-Posten gekocht wurde. Allerdings: „Schon bei der Übernahme durch die Division hatte die Masse der Gefangenen infolge der Einschließung mehrere Tage kaum Verpflegung gehabt. Da ihnen bei dem stoßweisen Massenanfall auch bei größter Bemühung des Begleitpersonals und in Anspruchnahme der Bevölkerung nur wenig geboten werden konnte, ferner erschwerend die Frosttage hinzukamen, waren zahlreiche Gefangene infolge Entkräftung den Marschleistungen nicht gewachsen. Die Züge verlängerten sich um ein Mehrfaches und zahlreiche Leute mussten als völlig marschunfähig in Ortschaften zurückgelassen werden.“²⁰ Daher erließ Generalleutnant v. Unruh am 30.10.41 erneut den folgenden Befehl: „Die Verpflegung der Gefangenen genügt nicht. Ich mache daher die Kommandanten der Dulags, Armee-Gefangenen-Sammelstellen und die Führer aller zur Bewachung und zum Transport von Gefangenen eingesetzten Einheiten persönlich dafür verantwortlich, dass alles nur Mögliche zur Verpflegung der Gefangenen geschieht. Dazu gehört die rechtzeitige Bereitstellung ... derjenigen Verpflegung, die ... den Gefangenen zusteht. Wenn diese Verpflegungssätze tatsächlich den Gefangenen verabfolgt werden, so ist die Verpflegung ausreichend ... Die Kommandanten melden alle drei Tage die vorhandenen Vorräte, damit Ergänzung und Ausgleich rechtzeitig erfolgen kann.“²¹ Von einem absichtlichen und planmäßigen Verhungernlassen der anvertrauten Gefangenen durch die Wehrmacht kann somit nicht gesprochen werden.²² Die Bevölkerung war durch entsprechende Propaganda zu belehren, dass die Schuld für Ernährungsschwierigkeiten

¹⁹ Korück 559, Anlage z. Qu.Tgb. Nr. 4295, St.Qu., 22.10.1941, Abtransport. BA/MA, RH 23/126

²⁰ Abschließender Bericht der 137. Inf. Division, Abtlg. Ia, Div.Qu., 25.10.1941, an den Korück 559 über die Befriedung des Raumes Juchnow ... BA/MA, RH 23/126

²¹ Befehl Korück 559, Qu.Tgb., Anlage 43 z. KTB, 30.10.1941. BA/MA, RH23/126

²² solche Absichten unterstellen z. B. Christian Gerlach („Krieg, Ernährung, Völkermord“, Zürich 2001) und Christian Streit („Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945“. Neuausgabe, Bonn 1991)

ausschließlich in der Zerstörung der Vorräte und der Betriebsmittel durch ihre eigenen Landsleute zu suchen sei.²³



russische Kriegsgefangene im Winter

Grundsätzlich sollte in kleinen Transporten marschiert werden, um die Überfüllung der Lager zu vermeiden. Durch Stoßtrupps wurde das Hinterland von Versprengten gesäubert, was wegen erheblichen Personal mangels nur unzureichend gelang. Mit durchschnittlich 40 bis 50 Leuten war ein Gebiet von 150 qkm einfach nicht zu überwachen. Daher ließ das Oberkommando des Heeres am 22.10.1941 die Bildung von Hilfswachmannschaften aus entlassenen Kriegsgefangenen und geeigneten Landeseinwohnern nach Sicherheitsüberprüfung durch SD und Geheime Feldpolizei zu, wobei nur jeder dritte bewaffnet sein sollte. Aus entlassenen Ukrainern wurde eine Hilfspolizei gebildet, die als Polizeitruppe den höheren SS- und Polizeiführern unterstand, ferner wurde der sog. Ord-

²³ Schreiben des Korück 559 - Qu IV/Wi v. 17.11.1941, Betrifft: Verpflegung für die Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten. An die Ortskommandanturen Juchnow usw. Siehe auch Stalin-Befehle zur Vernichtung von Vorräten, Anlagen etc. Anlage 71 z. KTB Korück 559, BA/MA 23/126

nungsdienst (abgek. OD) als Organ des SD aus einheimischen Personen geschaffen.²⁴

Für die Operationen gegen Moskau war der 4. Armee zusätzlich die Kriegslazarettabteilung 521 mit drei Kriegslazaretten unterstellt, die für weiter vorn einzurichtende Lazarette frei wurde.²⁵ In Juchnow wurde eine Krankensammelstelle eingerichtet. Im Oktober wurde „unter größten räumlichen Schwierigkeiten das Kriegslazarett Juchnow eingerichtet, das zu einer Höchstbelegungszahl von 700, hauptsächlich chirurgische Betten, kam. Hier wurde im November auch eine Schweizer Chirurgengruppe eingesetzt, die in jeder Hinsicht Gutes leistete und eine nicht zu unterschätzende Hilfe darstellte“. Das Sanitätsmaterial wurde vom 1. Zug des Armeesanitätspark 698 geliefert, der auf LKW nach Juchnow nachgezogen wurde und am 12.10.41 seine Ausgabebereitschaft meldete; die anderen Züge befanden sich weiter vorn in Malojaroslawez und Kaluga. Auch eine „Chemische Untersuchungsstelle“ war ab 16.10. in Juchnow einsatzbereit. Das bakteriologische Feldlaboratorium war im städtischen Krankenhaus untergebracht. Eine Entlausungsanlage wurde in Betrieb genommen.

In diesem kleinen Städtchen nahmen die Schweizer ihre Arbeit auf. Dr. Nicole²⁶, der Leiter der Equipe, nannte es ein „gottverlassenes russisches Nest“. ²⁷ Am 2.11.41 schreibt er aus Juchnow: „Seit 5 Tagen operieren wir hier in einem entsetzlichen, nur noch in Ruinen vorhandenen russischen Kaff, bei Kerzenbeleuchtung, ohne Wasser, in ständigem Kampf gegen Läuse und Wanzen. Gegen den Schlamm und Dreck hier im Osten soll der Feldzug in Frankreich und im Balkan direkt schön gewesen sein ... Was die armen Verwundeten hier in diesem Ruinenloch ausstehen müssen, ist nicht zum Sagen. Wir versuchen, es ihnen leichter zu machen, und ich glaube, wir arbeiten anständig.“ Am 16.11.41 heißt es:²⁸ „Aber nun scheint die Sonne so warm über den gefrorenen See. Die pittoreske Kir-

²⁴ Verfg. GenStdH/Gen.Qu.Abt. K-Qu 4 Kgf- II/7344/41 v. 22.10.41, Bildung von Hilfswachmannschaften. Zit. in Der Befehlshaber des rückw. Heeres-Gebietes Mitte Ia/Qu./Iva, H.Qu., 30.10.41, Anl. 68; BA/MA, RH 23/126

²⁵ Armeearzt 4, Br. B. Nr. 376/42 geh., Tätigkeitsbericht Abt. IV b für die Zeit v. 1.8. 41 bis 31. 3. 42; BA/MA, RH 20-4/1006

²⁶ Dr. Robert Nicole (1903-1991), Studium in Basel, Paris, Weiterbildg. z. Chirurgen in Basel und den USA; 1940 Leiter der Ärztemission nach Finnland; in Juchnow Chef der Equipe. Nach dem Krieg Chef der Chirurg. Abtlg. im Kinderspital Basel, außerordentl. Professor an der Universität Basel.

²⁷ Brief Dr. Nicole vom 2.11.1941

²⁸ Brief Dr. Nicole vom 16.11.41 an seine Braut Dr. Gret Gisler in Basel

che dieses Dorfes erglänzt golden. In den schrägen Strahlen ... steht schwarz der unendliche russische Wald, in welchem unser Dorf ganz eingeschlossen liegt. Es ist sehr schön hier, jetzt, wo Dreck und der Schlamm zu klirrendem Eis geworden sind, und wo die roten Backsteinruinen der letzten Häuser im Sonnenglanz leuchten.



Kirche in Juchnow, Dezember 1941

Aber der Krieg ist nahe. Auch heute rasen die Russen wieder in der Luft, und das fortwährende Gessumme und Gessurre am Himmel zeigt, dass vorn einiges vor sich geht. Aber man achtet kaum mehr darauf, nur wenn größere Stuka-Staffeln durchsausen, blickt man ihnen noch interessiert nach. Das Hauptzeichen des Krieges sind die Krankenwagen, die auch am Sonntag vorfahren, fortwährend, stets vor meine Bude. Bis vier Uhr haben wir aber Pause im Ops, weil es eindunkelt und der Strom noch nicht geht. Dann erst beginnt unser Aggregat. Bis dahin wird auf dem Primuskocher, den wir mitgebracht haben, sterilisiert; man kann dann an 2 bis 3 Tischen beginnen. Wenn's so weiter geht, so gibt's wohl nichts mit unserem Huhn, das in unserem kleinen Casino im Backofen schmort ... Wir haben gestern ein ganzes Huhn aufgetrieben, eine Mark und ein Paket Tabak mussten wir dazu geben, und zudem wurde es uns von einer russischen Familie gespendet, deren Kind wir von der deutschen Ambulanz

zur Behandlung übernommen und operiert haben. Es wird ein großes Fest werden, auch wenn wir das Pulet unter uns 14 Schweizern teilen müssen. Denn 14 sind wir hier; 5 Ärzte, 4 Schwestern, ein Wärter und 4 Motorfahrer, dazu drei unserer Autos mit einem kleinen Gastwagen. Ich bin als Chef dieser Gruppe mit ihnen nach vorne gegangen, in diesen gottverlassenen einstigen ‚Kurort‘ Mittelluslands, wo die reichen Moskauer - wenn's solche gab - ins Weekend fuhren. Mit den anderen Schweizern stehen wir durch einen Courir in Verbindung, der alle 8 Tage nach hinten fährt. Da er mindestens einen Tag für die Strecke braucht, so kommt unsere Post erst drei Tage später. Aber wir haben Geduld, obwohl Berichte und Grüße aus der Schweiz mit unendlicher Sehnsucht erwartet werden.

Gestern habe ich zum ersten Mal wieder eine Tasse Milchkaffee gehabt, richtige Milch und richtigen Bohnenkaffee. Zwar gibt es all' dies hier schon in gewisser Menge, aber nur für die Verwundeten. Wir verzichten gern darauf zugunsten der Kranken. Aber wenn einmal das Schmalz und das Konservenfleisch durch so etwas wie Milch oder gar Pulet ersetzt wird, so haben wir natürlich nichts dagegen. Unsere Vorräte aus der Schweiz sind, bis auf wenige Suppenwürfel, bereits aufgebraucht. Denn wir kochen uns täglich zwischen den Mahlzeiten Maggisuppe Rösti. Zu letzterem verwenden wir das Schmalz, das wir, aufs Brot gestrichen, nicht so gern essen wie unsere deutschen Freunde.

Eine neue Kunst haben wir hier gelernt, das ‚Organisieren‘. Da kommt man in ein Haus, in dem außer den 4 Wänden nicht mehr viel steht. Hier sollen wir wohnen. Die Vorgänger haben alles mitgenommen, bis zum letzten Feuerrost oder Türschloß. Zwei Tage später ist die Inneneinrichtung fertig. Alles stammt ungefähr von Schutthaufen in- und um das Dorf. Dort finden wir Stuhlbeine, Tischplatten, Nägel, Konservenbüchsen, Blumenvasen. So haben wir unser ‚Clubhaus‘ eingerichtet. Es sieht aus wie eine Alpenclubhütte, mit Sturmlaterne, 10 Stühlen, zwei schönen Tischen, in denen wir unsere Namen einschnitzen, und 4 Holzwänden, voll von Wanzen. Deshalb müssen wir es noch vergasen, an einem Tag, wo wir keine ‚Soiree‘ haben, d. h. wo wir nicht Karten spielen oder so ein Huhn zusammen essen. Das vornehmste Requisit unsres Casinos ist ein großer russischer Samowar, der in einem verschütteten Keller lag. Er ist der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens hier im Ort.

Was soll ich Dir von der Arbeit erzählen? Verbinden, gipsen, punktieren, Rippen resezieren, ab und zu ein Gefäß nähen oder einen akuten Bauch eröffnen, das alles ist ja nicht sonderlich neu. Und wie wir dabei improvisieren, das kannst Du Dir ja vorstellen. Daß man einen Darm machen kann, ohne Autoklav und Sterilisator, ohne Schürze und Handschuhe, nur

mit 100 Gramm Zephirol, auch das kannst Du Dir vorstellen. Aber es ist ja nicht immer so, das sind die Ausnahmen. Für die Tage, wo unser Primus wieder einmal explodiert ist oder der Autoklav - denn auch das haben wir im anderen Spital - nicht funktioniert. Daß wir Gips und Verbandstoff in Hülle und Fülle haben, aber weniger frische Hemden, dass natürlich alles auf Stroh schläft, wir im Schlafsack ..., dafür sind wir ja im Krieg.“ Einer der Ärzte in Juchnow war Dr. Forster.²⁹ Er berichtet:³⁰ „Das Lazarett, dem wir unterstellt waren, hat uns ausgeholfen mit Medikamenten, Birnen und Glühlampen, sie hatten dies alles irgendwie requiriert, und nach 2 bis 3 Tagen hat's funktioniert. Die Heizung hat funktioniert. Das Problem waren die Fensterscheiben, die es natürlich nicht mehr gab, die meisten waren kaputt. Dann wurde mit Kartondeckeln und Brettern abgedeckt und gegen die Kälte geschützt.

Ich war damals Assistenzarzt und habe Dr. Nicole assistiert. Russen durften wir nicht behandeln, insbesondere Militär nicht, die Zivilbevölkerung eigentlich auch nicht; aber trotzdem haben wir diese Leute behandelt, z. B. Unfälle, Handgranatenverletzungen usw. Die Leute haben schon gemerkt, dass wir Schweizer waren, keine Deutschen! Aber auch die deutschen Verwundeten haben uns sehr geschätzt. Wir haben uns mehr als die deutschen Kollegen mit ihnen unterhalten und auf jeden Fall, wir waren beliebt. Zu gewissen deutschen Militärärzten hatten wir ein gutes Verhältnis, aber eigentlich waren es nur zwei bis drei. Jede Woche sollten wir einmal ins deutsche Lazarett zum Essen, einer von uns wurde dann delegiert, sonst hatten wir nicht viele Kontakte. Zusammen operiert haben wir nicht. Aber es ist hier und da einmal vorgekommen, dass durchfahrende deutsche Ärzte für eine Nacht bei uns gelandet sind. Einer der Chauffeure hatte eine Zeitlang eine russische Freundin aus der Umgebung. Sie hat bei uns als Dienstmädchen gearbeitet, abends ging sie nach Hause. Ein anderer unserer Schweizer Chauffeure war ursprünglich zaristischer Offizier³¹, der konnte natürlich sehr gut russisch und hat auch mit den Hausrussen, die Krankentransporte machten, Essen brachten, verhandelt. Durch den haben wir dann auch ein Casino ergattern können. Ein kleines Holzhaus, wo wir uns abends gelegentlich getroffen und kleine Festchen gefeiert haben. Zum Trinken gab es Champagner.

²⁹ Dr. Ernst Forster (geb. 1913), Studium in Zürich, Weiterbildung zum Chirurgen in Basel bei Prof. Henschen; bis 1954 Oberarzt in Solothurn, danach eigene Chirurgenpraxis und Belegarzt in der Klinik Obach, Solothurn.

³⁰ fernmündliche Mitteilung Dr. Forsters am 9.4.1996 und Interview am 7.4.1997 mit Dr. Forster in seiner Wohnung in Solothurn

³¹ es handelt sich um Wladimir von Steiger



Briefumschlag (Feldpost), geschrieben von Dr. Nicole, von der Zensur geöffnet



Rückseite eines Briefumschlages (Feldpost), geschrieben von Dr. Nicole, von der Zensur geöffnet

Die Deutschen haben den für die Schwerverletzten transportiert, hauptsächlich Champagner aus Jugoslawien. Von diesem konnten wir aber auch kaufen, die Flasche so für 3 Reichsmark, und wir haben viel gekauft; Reichsmark hatten wir aus der Schweiz mitgebracht. Wir sind natürlich auch da mal spazieren gegangen, außen herumgekommen, aber es waren ja 40 bis 45 Grad, da froren uns Nasen und Ohren ab und wir hatten dann Anweisung, uns gegenseitig zu kontrollieren; sobald Nasen oder Ohren weiß wurden, kam einer mit Schnee und rieb sie ein.

Nachts wurde in Juchnow immer etwas geschossen, das waren wahrscheinlich die Patrouillen, die den Ort bewachten und auf Partisanen geschossen haben. Auf der Straße nach Juchnow habe ich Gehängte gesehen, aber nicht, wie sie aufgehängt wurden; sie baumelten an Telefonstangen, wahrscheinlich hatte das die SS gemacht.

Wir wurden in Juchnow einmal von den Russen bombardiert; dann ist alles rausgesprungen, wir guckten, es waren gerade 3 Bomben runtergekommen, und die Flak schoß. Da kam ein deutscher Feldwebel und wir mussten wieder verschwinden; er sagte, sapperlot, nicht wegen der Bomben, sondern wegen der Flaksplitter! Wladimir von Steiger hatte ja Kontakt mit der Zivilbevölkerung, und eines Tages entdeckte er, dass alle Zivilisten Juchnow verließen. Da hat er nachgefragt, was los sei, und hat am Schluß herausgebracht, dass Juchnow am folgenden Tag bombardiert werden sollte. Die Russen wussten das scheinbar, sie waren wohl gewarnt worden. Wir haben unsere Gewehre nachkontrolliert - wir hatten deutsche Gewehre, Karabiner, gegen Partisanen bekommen. Wir dachten, wenn sie bombardieren, kommen die Partisanen auch noch. Wir sind dann herumgesehen; um 12 Uhr musste einer zum Austreten hinaus, kam zurück und sagte: Alles ins Bett, es ist dichter Nebel. Aber die Bombardierung hat dann doch 14 Tage später stattgefunden, als wir schon wieder in Smolensk waren.

Einmal bekam ich einen nervlichen Koller, ich wollte raus und einmal ins Kino gehen. Dazu musste ich aber nach Smolensk fahren. Einer unserer Chauffeure war von Selve, eigentlich Flieger.³² Er fuhr als Kurier, und unterwegs meinte er: Jetzt will ich Dir einmal etwas zeigen! Von der Straße ist er ins Gelände gefahren, ziemlich weit weg von der Hauptstraße, und da hat er mir zerschossene deutsche Panzerwagen gezeigt. Die hatten die Deutschen versteckt, damit die, die nach vorne gingen, sie nicht sahen. Es lagen auch viele zerschossene Panzer auf der Strecke, aber alles russische. Wir kamen in Roslawl vorbei, das war vor der großen Explosi-

³² Die Familie von Selve besaß eine Waffenfabrik

on. Dort stellten wir den Wagen ab und besuchten unsere Landsleute für eine oder zwei Stunden, und als wir zurückkamen, war alles gefroren, auch das Wasser im Motor. Man machte dann Feuer unter dem Wagen. Dann bin ich in Smolensk ins Kino gegangen, habe Dr. Baumann in seinem Lazarett besucht, und nach 2 Tagen sind wir wieder zurück nach Juchnow, das waren pro Weg 300 Kilometer.



Schweizer Kurierauto als Kurier unterwegs, auf der Rollbahn Roslawl-Juchnow, Dezember 1941

Ganz in der Nähe von unserem Spital in Juchnow ist einmal ein Lastwagen, beladen mit Handgranaten, in die Luft geflogen. Wir haben das zuerst gehört und anschließend gesehen.“

Auch Dr. Rodel³³ erinnert sich noch lebhaft an Juchnow:³⁴ „In Juchnow waren die deutschen Chirurgen überlastet. Wir spürten, dass wir erwartet

³³ Dr. Fré'deric Rodel (geb. 1909); Studium in Genf; Weiterbildung zum Chirurgen in Aarau, Oberarzt am Kantonsspital in Luzern; Gastarzt in Paris; 1943-1976 Chefarzt des Hôpital de Samaritain in Vevey.

³⁴ Fernmündliche Mitteilung Dr. Frederic Rodel vom 18.4.1996, Protokoll durch Unterschrift bestätigt

wurden.³⁵ Man sagte, hören Sie, gerade sind wir dabei, einen Zug zu entladen. Wir haben sofort die Kleider gewechselt; man verteilte uns auf die Operationssäle; ich habe noch am Tag, als wir ankamen, eine Oberschenkelamputation gemacht und noch andere Eingriffe; ich erinnere mich noch genau, dass wir kaum Zeit zum Umziehen hatten und arbeiten mussten. Borel, unseren Chauffeur, der von Medizin nichts verstand, bat ich, mir zur Hand zu gehen. Ich war allein mit einem deutschen Sanitäter, der die Narkose machte, und Borel, der mir assistierte. Ich sagte zu ihm: ‚Du hältst dieses Bein‘, und dann, als das Bein fiel, war Borel dermaßen fassungslos, dass er in Ohnmacht fiel, und ich sagte zu ihm, er müsse sich selber helfen, sich zu erholen ... Während zweier Tage sind wir fast gar nicht unterbrochen worden, aber nachher war es ruhiger. Ich muß sagen, wir benötigten keine Schlafmittel, denn wir waren zum Umfallen müde. Wir bekamen Würstchen in Plastikhüllen, Teigwaren, mit Fischpulver gemacht, das aus Norwegen kam.

Die Moral der Deutschen war noch sehr gut, es ging dem Ende zu, sie waren dabei, sich Moskau zu nähern; alle Welt war begeistert, mit Ausnahme der deutschen Ärzte. Wir haben uns mit den deutschen Ärzten sehr angefreundet; einer von ihnen hatte in Basel studiert und war Augenarzt. Er sagte uns: ‚Ich glaube, jetzt ist der Zeitpunkt, wo sich die Lage verschlechtert; wir sind uns noch nicht über den Preis im klaren.‘ Diese informierten Leute begannen zu zweifeln, aber andererseits herrschte eine totale Begeisterung.

Vorsichtshalber haben wir es immer vermieden, mit unseren deutschen Kollegen politische Diskussionen zu führen. Das war zu gefährlich, da wir ja nun einmal schweigen sollten und daher nicht das Recht hatten, unsere Meinung auszudrücken.

Eines Tages sah ich in Juchnow Frauen, die eine Ladung Holz zogen. Da war ein bewaffneter Soldat, der sie begleitete, der fand, das ginge nicht gut genug, und gab einer der schleppenden Frauen, die nicht mehr jung war, einen Kolbenhieb auf den Rücken! Das kam mir sehr sonderbar vor, aber ich hatte ja nichts zu sagen!

Die Verwundeten, die bei dieser Temperatur in diesem Feldzug, weit von der Front, ankamen, und die schon Stunden in der Kälte gefahren waren, waren alle stumm, niedergeschlagen oder stöhnten. Diese sagten uns, haut ab, wir sind verloren! Mehrere Male haben Verwundete uns das gesagt. Aber allgemein waren sie niedergeschlagen, todmüde und leidend. Daher konnten wir mit den Verwundeten keine lange Konversation treiben.

³⁵ Interview Frederic Gonseths und David Bernets, Lausanne, mit Dr. Rodel am 12.2.2000

In Juchnow haben wir auch Russen behandelt. Anfangs taten wir das heimlich in der Nacht. Es hat sich sehr schnell verbreitet, dass wir privat Leute behandelten, und natürlich kamen sehr viele, und wir haben alles verbraucht, was wir noch aus der Schweiz für diese Leute an Medikamenten mitgebracht hatten. Für uns war es befriedigend, der Bevölkerung zu helfen; die Deutschen haben nichts gesagt. Die Russen kamen nicht ins Lazarett, sondern in unsere Unterkunft. Dort haben wir Verbände gewechselt; ein Kind hatte die Hand weg und wir haben regelmäßig die Wundversorgung gemacht, das taten alle Schweizer. Sie wussten nicht, was die Schweiz ist, aber das haben wir ihnen erklärt. Sie hatten Vertrauen, weil wir vom Schweizer Roten Kreuz waren.

Wir waren im Bürgermeisteramt in Juchnow eingerichtet, das war die zentrale Krankenabteilung dieser Einheit. Aber alle Fenster waren aufgebrochen; im Inneren waren sie mit Brettern und Stroh zugenagelt, und außen erneut mit Brettern.“

Weniger begeistert von den Schweizern war die deutsche Krankenschwester Hertha Sachs³⁶, die vom 5.11. bis 25.11.1941 im Kriegslazarett 2/571 (mot.) in Juchnow arbeitete: „Dort gab es mehrere Lazarette, ich arbeitete dort chirurgisch. Auch in Juchnow hatten wir einen Schweizer Einsatz, und wir erfuhren Tag für Tag, wozu unser Einsatz gut und nötig war. Weniger gut war ein Einsatz und Einblick in das sogenannte ‚Schweizerhaus‘. Es hatte wohl seinen Grund, deutsche Schwestern dahin abzustellen. Zu drei Schwestern wurden wir dorthin ‚abgeordnet‘ - Marianne und ich übernahmen die Station, Erna kam in den Op. Unsere Erfahrungen und Beobachtungen dort sind leider nicht die besten in jeder Hinsicht. Viele Verwundete, vor allem die Ärmsten: Kopfschüsse, doch die Pflege und Versorgung nicht so, wie wir sie uns vorstellten. Schwester Erna im Op. war entsetzt, die Einsatztätigkeit der Schweizer Schwestern hat uns überhaupt nicht imponiert; ich kann darüber leider nichts gutes berichten. Wie anders dagegen unsere deutschen Ärzte, unermüdlicher Einsatz, ihnen allen gebührt hohes Lob, Stabsärzte zumeist in Juchnow und nachher in Roslawl: Dr. Schürmann aus Düsseldorf, Dr. Giebel aus Norddeutschland, Dr. Fischer, Dr. Preuß. Juchnow war ein schwerer Einsatz; wir hatten dort wohl insgesamt 800 Betten, viele Kopfschüsse, Fleckfieber, Schmerz und Not, ein Aufschrei, ein Sichaufbäumen gegen den Tod durchbricht die Totenstille in der Fleckfieberbaracke, und so durch Tage, das bleibt für immer im Erinnern an diese schwere Zeit in Russland. Da

³⁶ Brief Schwester Hertha Sachs (geb. 1912), Wiesbaden, vom 25.4.1998; mündl. Mitteilung Hertha Sachs vom 28.2.98, Protokoll unterschrieben

hilft das abendliche Gespräch im großen Schlafsaal und der abendliche Becher echten schwarzen, heißen Tees mit Rum, den man im Vorbeigehen am riesigen Teekessel der Lazarettküche schöpfte. Es kam - jeden Abend freudig erwartet - der ‚Belgrader Wachtposten‘ und dann Stille im Saal.“



Schwester Hertha Sachs, 1969

Am 5. Dezember 1941 meldete Generalfeldmarschall v. Bock um 16 Uhr an das OKH in Ostpreußen: „Kraft zu Ende!“. Der Vormarsch war zu Ende, die Heeresgruppe hatte seit dem 2. Oktober mehr als 300.000 Mann verloren; die Frontlinien wiesen lange, ungeschützte Flanken auf, die nicht gehalten werden konnten. Generaloberst Guderian ordnete ohne Rücksprache mit v. Bock Einstellung des Angriffs und Rückzug seiner Truppen an.³⁷ Guderian:³⁸ „Unser Angriff auf Moskau war gescheitert. Alle Opfer und alle Anstrengungen der braven Truppen waren umsonst gebracht. Wir hatten eine böse Niederlage erlitten, die sich in den nächsten Wochen durch die Starrheit der Obersten Führung verhängnisvoll auswirkte, weil die Männer des OKW und OKH im fernen Ostpreußen

³⁷ Werner Haupt, „Sturm auf Moskau“, Halt vor Moskau, S.289-300; Friedberg 1986

³⁸ Heinz Guderian, „Erinnerungen eines Soldaten. Stuttgart 1995

trotz aller Berichte sich keinen Begriff von der wahren Lage ihrer Truppen im Winterkrieg bildeten ...“.

Schon am nächsten Tag in den Morgenstunden begann der Großangriff der Roten Armee mit frischen Reserven. Bei den deutschen Soldaten breiteten sich Schrecken und Entsetzen aus; auf diese Massen russischer Verbände waren sie nicht vorbereitet. Bei Temperaturen um minus 34 Grad stürmten pelzvermummte Regimenter mit fanatischem „Urräh“-Geschrei vor, kilometerbreite Ketten, die in mehreren Reihen durch Eis- und Schneewehen vorrückten und denen die verhungerten, verfrorenen, zu 90% verlausten und verdreckten deutschen Landser, ohne ausreichende Winterbekleidung, durch gefrorenes Brot und Mangelernährung geschwächt, nichts entgegenzusetzen hatten. Die Bekleidung bestand z. T. nur noch aus Fetzen, viele Soldaten hatten keine Unterwäsche mehr, das Schuhwerk war unzureichend. Viele blieben verwundet liegen, um elend zu erfrieren; es gab kaum noch Verwundete, die bei zunehmender Kälte von bis zu minus 45° keine Erfrierungen erlitten hatten. Infolge der Verlaustung kam es zu zahlreichen Fleckfieberfällen. Der Abtransport der Verwundeten und Kranken bereitete große Sorge.



Transport auf Panje-Schlitten im Winter

„Die Winterschlacht um Kaluga Ende Dezember stellte den gesamten Sanitätsdienst der daran beteiligten Verbände vor Probleme, wie sie bis dahin noch nicht aufgetreten waren. Eine geordnete Evakuationskette war nicht mehr vorhanden. In der Stadt befanden sich Kriegslazarette, Armee-feldlazarette, Krankentransportabteilungen ohne Transportmittel; ein Lufttransport von Verwundeten wurde versucht, blieb aber wegen der ständig wechselnden taktischen Situation praktisch ohne Bedeutung. Teile der Sanitätsdienste befanden sich im Rückzug im Kolonnenmarsch, während die fechtende Truppe noch südlich der Oka stand. Ein Abtransport aus Kaluga gelang schließlich dank der unermüdlichen Hilfe des Personals der noch arbeitsfähigen Bahnlinie mit behelfsmäßigen Krankenwagons bis zu einer Stelle, wo die Verwundeten auf Schlittentransporte umgeladen werden konnten.“³⁹

Hierzu verzeichnet das KTB der San.-Kompanie 1/137 am 21.12.41:⁴⁰ „Die Kaluga beherrschenden Höhen des südlichen Oka-Ufers sind in der Hand der Russen. Teile sind bereits über die Oka herübergekommen und haben sich am Südostrand der Stadt festgesetzt. Das Armee-Feldlazarett 622 ist gefährdet. Die Russen versuchen von Südosten her weiter vorzudringen. Straßenkämpfe. In dieser Situation marschiert die Kompanie in Kaluga ein. Sie stellt ein Kommando zur Verteidigung des Feldlazaretts zur Verfügung. - 23.12.41: Am späten Nachmittag Abmarschbefehl nach Sawod Trotzkoje mit dem Auftrag, die aus Kaluga mit der Bahn transportierten Verwundeten am Bahnhof Sawod in Empfang zu nehmen, sie zu verpflegen und aufzuwärmen und sie dann weiter nach dem 8 km entfernten Bahnhof Gorwadowa zu transportieren, wo sie wiederum in die Bahn verladen werden sollen.“⁴¹ - 26.12.41: Nachts kommt der erste Verwundetenzug aus Kaluga mit 370 Mann, dem früh ein zweiter Zug mit 600 Verwundeten folgt. Dieser war nicht weniger als 12 Stunden bei grimmiger Kälte von 40 Grad unterwegs. Sämtliche Wagen ohne Heizung. Schwer- und Leichtverwundete in Viehwagen durcheinander. Ein Gefangenenlager wird freigemacht, in alle Häuser in der Nähe des Bahnhofs werden Verwundete gelegt, was die Verpflegung und ärztliche Versorgung sehr erschwert. Der Transport erfolgt auf Schlitten der Fahrkolonnen und ist bei den starken Schneeverwehungen nicht einfach. Die

³⁹ Dr. von der Stein, Oberstarzt, 1940-43 Divisionsarzt 137, und Dr. K. Schulze, Oberfeldarzt, 1940-42 Adjutant des Divisionsarztes 137: Sanitätstruppen der 137. Division, in W. Meyer-Detring, die 137. Infanterie-Division

⁴⁰ KTB der San.-Kp. 1/137; in Meyer-Detring, die 137. Infanterie-Division

⁴¹ Die Bahnlinie war hier durch eine gesprengte, noch nicht wiederhergestellte Brücke unterbrochen worden.

Kolonnen arbeiten ununterbrochen bis zur Erschöpfung von Mann und Pferd.“ Bis zum 29.12. hatte die Kompanie 2.000 Verwundete umgeladen und richtete am Silvesterabend wieder einen Hauptverbandplatz für die eigene Division ein.

Am 1.1.1942 drangen sowjetische Truppen auch in das Innere von Malo-jaroslawež ein; bei unter 40° minus kam es zu erbitterten Kämpfen. Gareis:⁴² „Entsetzliche Bilder der Vertiertheit und Grausamkeit bieten sich Vorbeistürzenden in einer von Bolschewiken bereits verwüsteten Seitenstraße: Aus den Fenstern eines als Verbandplatz benutzten Hauses hängen widerlich massakrierte deutsche Verwundete, andere liegen im Straßenschmutz, nackt aus den Fenstern geworfen und getötet. Die betrunkenen Horden richten überall, wo sie Wehrlose antreffen, ein furchtbares Blutbad an.“

Südöstlich von Kaluga entstand eine Lücke zwischen der 4. Armee und der 2. Panzerarmee, die nicht mehr geschlossen werden konnte, und in die die 10. sowjetische Armee hineinstieß und den Raum Juchnow angriff; südlich Juchnow wurde die 216. Infantriedivision mit fast 5.000 Mann in Suchinitschi eingeschlossen und konnte erst nach 27 Tagen am 24. 1.1942 entsetzt werden. Die Verwundeten des Armee-Feldlazarets 3/522 (mot.) wurden mit über 400 Panjeschlitten aus dem unter Feuer liegenden Ort abtransportiert.⁴³

Mitte Dezember war abzusehen, dass sich die durch die 4. Armee neu eroberten Gebiete gegen die sowjetische Gegenoffensive nicht halten ließen. Am 20. Dezember wurde die Juchnower Equipe zurückgezogen; Ärzte und Schwestern wurden auf Smolensker Lazarette verteilt. Während der Winterschlacht bei Juchnow vom 21.1. bis 18.4.1942 waren westlich des kleinen Ortes im Rücken der Front über 10.000 Luftlandesoldaten des 4. sowjetischen Luftlandekorps gelandet.⁴⁴ Zusammen mit dem 1. Partisanenregiment war das 1. Gardekavallerie-Korps unter General Below eingebrochen. In Juchnow lagen Ende Januar 2.500 Verwundete, die unter schwierigsten Verhältnissen von Nachschub liefernden Transportstaffeln der Luftwaffe, die dicht über der teilweise gesperrten, oft unter Beschuß liegenden Rollbahn heranflogen, abtransportiert wurden. Ohne diese Hilfe der Luftwaffe wäre die Räumung der Lazarette um

⁴² M. Gareis, „Kampf und Ende der Fränkisch-sudetendeutschen 98. Infantriedivision“, Bad Nauheim, 1956, zit. b. Fischer, S.678/79

⁴³ M. Jenner, „Die 216./272. niedersächsische Infanterie-Division 1939-1945“, Bad Nauheim 1964. Zit. b. Fischer, S. 687/688

⁴⁴ A. I. Zjatjuschkow, „Luftlandesanitätspersonal im Hinterland des Gegners“ (russ.), Wojennomed. Zhurnal, Heft 4, S. 60-63, zit. bei Fischer, S. 690

die Jahreswende nicht gelungen. Die Sanitätsdienste der 137. Infantriedivision mussten die Rollbahn nach Norden sichern und gleichzeitig den Betrieb auf dem Hauptverbandplatz weiter aufrechterhalten.⁴⁵ Verbandplätze in den Dörfern um Juchnow herum konnten häufig erst im letzten Augenblick geräumt werden; durch die wenigen Bahnlinien erfolgte der Abtransport nur stockend, wobei den Feldeisenbahnern bei diesen Kältegraden viele Lokomotiven einfroren oder deren Kessel platzten.⁴⁶ Die 263. Infantriedivision, die am 19.1.1941 die Rollbahn Moskau-Juchnow überschritten hatte, lud in aller Eile die Verwundeten ihres Hauptverbandplatzes auf alle verfügbaren Fahrzeuge; die einigermaßen Gehfähigen wurden zu Fuß in Marsch gesetzt und traten den Weg zurück bei Temperaturen von minus 35° bis 45° C durch meterhohen Schnee auf gut Glück an. Bei diesen Kämpfen mussten die Truppen über deckungsloses Gelände vorgehen und boten dem Gegner ohne weiße Tarnhemden ein gutes Ziel. Wer verwundet wurde, blieb liegen und erfror; dementsprechend waren die Ausfälle durch Tote, Verwundete und Erfrierungen hoch. Bei erbarmungslosen Gegenangriffen machten die Sowjets keine Gefangenen.⁴⁷ Juchnow ging endgültig durch den Einmarsch der Roten Armee am 5. März 1942 verloren.

⁴⁵ Dres. Von der Stein und K. Schulze, Sanitätstruppen der 137. I.D., in Meyer-Detring, Die 137. Infanterie-Division, S. 211-212

⁴⁶ H. F. Krüger, „Bildband der rheinisch-pfälzischen 263. Infanterie-Division 1939-1945“, Bad Nauheim, 1962, zit. b. Fischer, S. 691

⁴⁷ Fischer, S. 692

Tagebuch, Ernst Gerber

28. Oktober

Die Nacht ist bald vorbei, und morgens sieben Uhr fahren wir in Smolensk ab. Mit unsern kleinen und ziemlich schnellen Autos kommen wir gut vorwärts. Die Rollbahn ist breit und in gutem Zustand, es gibt fast keinen Verkehr. Nach Aussagen sollte die Straße bis Juchnow etwa 40 mal durch Bombenwurf zerstört worden sein. Wir fahren in südöstlicher Richtung nach Roslawl, um dort die grosse Rollbahn nach Moskau zu erreichen. Bald haben wir die ersten hundert Kilometer hinter uns, ausser den Soldatengräbern, welche mit Birkenkreuzen geschmückt sind, und einigen Pferdekadavern gibt es nichts Sehenswertes.



Soldatenfriedhof zwischen Smolensk und Juchnow, Oktober 1941

Wieder auffallend die riesigen Flächen ohne das kleinste Gebäude. Ausser zwei kleinen Weilern ist bis Roslawl überhaupt kein Dorf zu sehen. Wir umfahren Roslawl und sehen nichts davon. Ich werde diese Stadt erst später kennen lernen. Der Verkehrsposten am Stadtrand dirigiert uns auf

die kreuzende Rollbahn, und plötzlich sind wir mittendrin in einer rollenden Kolonne. Der vierte Wagen unseres Konvois kann auch noch aufschliessen, so dass wir wieder einen geschlossenen Verband bilden. Was würden wir auch ohne unsere Koffer machen, wenn dem Sanitätswagen etwas zustossen sollte? Wir haben nur gerade das Nötigste in unseren Wagen, wobei ich noch einigermassen Platz habe im deutschen Fahrzeug, mit dem deutschen Begleitoffizier und dem Chauffeur zusammen, während die andern sich zu sechst in je einen Schweizerwagen gezwängt haben.

Das Bild verändert sich zusehends. In umgekehrter Richtung neben der Strasse marschirt eine Gefangenekolonne, wir überholen nach vorn rollende schwere Transporte in Serie. Tanks, Benzintransporte, Pferdefuhrwerke, Lastautos zu Hunderten, Truppentransporte in Autocars, alles Mögliche und Unmögliche ist zu entdecken.

Neben der Rollbahn hat es öfter Tankfallen, Tankgräben, Schützenlöcher, Erdbunker, aber gar nichts aus Beton, wie wir dies von zu Hause kennen. Zerstörte Panzer und Flugzeugtrümmer sind Zeugen der schweren Kämpfe.

Das holländische Gewehr liegt schussbereit neben mir, die zwei Deutschen haben die Pistolen entsichert. Aber eine Gefahr ist nirgends zu sehen, wir könnten höchstens aus einem Wald heraus beschossen werden.

Der Fahrer kurvt raffiniert durch Bodenlöcher und Tümpel, später über eine erst im Bau befindliche Notbrücke. Die Organisation Todt⁴⁸ ist auch hier am Werk und stellt die Rollbahn in fahrbereiten Zustand. Auf dem Teilstück Roslawl-Juchnow herrscht emsige Tätigkeit, die aber erschwert wird durch die ostwärts strebenden Transporte. Auch hier sind es Kriegsgefangene, welche gut bewacht die Arbeit zu verrichten haben. Die Überwachung ist äusserst scharf, ein Entweichen unmöglich oder wenigstens lebensgefährlich.

Nur siebzig Tage wird diese Strasse für die deutschen Armeen benutzbar sein, aber das weiss zu diesem Zeitpunkt noch niemand.

Kurz nach dem Mittagessen, das aus kalten Butterstullen und Fleisch besteht, kreuzen wir einmal mehr eine Gefangenekolonne. Diese Gesichter, die Bewegung dieser russischen Soldaten, das ist unvergesslich.

⁴⁸ Abk. OT, genannt nach dem deutschen Ingenieur Fritz Todt (1891-1942), deren Gründer, seit 1940 Reichsminister für Bewaffnung und Munition. Die OT war zuständig für den Straßen- und Brückenbau in Deutschland und den besetzten Gebieten.



Verwundete russische Soldaten im Graben

Vorgestern, vielleicht gestern noch waren sie Kämpfer für die Muttererde. In dieser Kolonne jedoch scheint keiner mehr seinen Nebenmann zu sehen. Die langsam zunehmende Kälte, die endlosen Strassen, zu wissen, dass es in deutsche Gefangenschaft geht, muss so schwer drücken, dass es jedem gleich ist, wie es weitergeht. Es ist der Zustand der vollständigen Apathie.

Ich habe Gelegenheit, bei einem Halt mit der Wache⁴⁹ eines solchen Transportes zu sprechen. Wir müssen auf die andern Wagen warten und steigen aus, um etwas Bewegung in die steifen Glieder zu bekommen. Der am Ende der Gefangenenskolonne marschierende Wachposten kommt auf mich zu. Plötzlich bleibt er stehen, steht stramm und sucht angestrengt nach einem Rangabzeichen. Mein Pelzmantel verhüllt ihm den Anblick der ganzen Uniform, er kann nur die Stiefel und die Mütze sehen, und daraus wird er nicht schlau. Die Rotkreuzarmbinde scheint ihm Eindruck zu machen, die Bezeichnung «Kommissar der Freiwilligen Krankenpflege» kann er sicher nicht entziffern. Ich helfe ihm aus der Verlegenheit

⁴⁹ Angehöriger eines Kriegsgefangenen-Wachbataillons, meist ältere, nicht mehr kriegsverwendungsfähige Soldaten, sog. Landsturmmänner.

und lasse ihn ruhen. Kurz sage ich ihm, dass ich Schweizer sei und in ein Frontlazarett gehe, dass ich aber auch gwundrig sei und wissen möchte, woher diese Gefangenen kommen, wieviele es seien und wohin der Transport gehe. Eine Zigarette hilft nach. Militärisch knapp gibt er mir Auskunft. Die Kolonne besteht aus zirka dreissigtausend Russen, fünf deutschen Unteroffizieren und vierzig Landsern als Bewachung.



Kriegsgefangene russische Soldaten am Straßenrand

Übernommen wurde die Kolonne in einem Sammellager südlich von Juchnow⁵⁰, sie muss bis Orscha gebracht werden. Sechs Tage sind sie schon auf dem Marsch, weitere zehn Tage wird es dauern, bis der Bestimmungsort erreicht ist. In Orscha wird dann in die Eisenbahn verladen. Die Nahrung der Russen besteht aus Kartoffeln, sofern welche vorhanden oder auf dem Feld noch aufzutreiben sind. Es ist fast nicht zu glauben, dass die ganze Wachmannschaft aus nur fünfundvierzig deutschen Soldaten besteht. Ich habe wirklich nicht mehr gesehen und muss es glauben. Vorn an der Spitze zwei Mann und so weiter alle 50 Meter bis zum Schluss. Diese Kolonne zieht sich auf einen ganzen Kilometer hin und bewegt sich sehr langsam, kaum mehr als zwei bis drei Kilometer pro Stunde. Man sieht, die Russen sind entkräftet und können fast nicht mehr

⁵⁰ dort befand sich die Armee-Gefangenensammelstelle (AGS) 2, Siehe Besichtigung durch den Kriegsgefangenen-Bezirkskommandanten J, Oberst Marschall, am 5.11.1941 (BA/MA, RH 22-251)

vorwärts. Oft brechen einige zusammen und bleiben liegen, werden auch liegengelassen und vielleicht noch erschossen, wer fragt danach, niemand. Bestimmt reduziert sich der Transport bis Orscha auf die Hälfte.⁵¹

Ich frage mich immer wieder, warum diese Russen sich so fortführen lassen. Hat es keine gescheiten Köpfe darunter, welche einen Widerstand vorbereiten könnten? Die Deutschen verstehen ja die Sprache nicht, und während der Nacht könnten sicher einige hundert Mann die Wachen überfallen; wenn es auch einige Opfer geben würde, so könnte doch bei dieser Masse der grösste Teil in die Wälder fliehen und sich dort langsam organisieren und die Partisanen, von denen man so viel spricht, unterstützen. Ich kann es einfach nicht begreifen, dass man sich wie zu einer Schlachtbank abführen lässt.⁵² In zwei Jahren wird es die gleiche Situation mit umgekehrten Karten geben, das ist die jeweilige Lage für den Verlierer. Eine Völkerverschiebung ohnegleichen.

Die nächsten zwanzig Kilometer zeigen das Bild dieses Durchmarsches wieder. Oft liegen Leichen am Boden, und dann kommt die Nachtlagerstätte. Nahe am Strassenrand war es. Mindestens vierzig Leichen liegen herum, überall sind ausgelöschte Lagerfeuer. Eine halbe Stunde später passieren wir ein riesiges Benzin- und Öllager. Am Rande eines Waldes werden Benzinfässer aufgetürmt und mit Ästen zugedeckt. Fliegerdekung. Das Lager scheint noch nicht ganz aufgefüllt zu sein, daher kann man es von der Strasse aus feststellen. Aber einige tausend Fässer lagern schon hier, bereit zum Weitertransport an die Front oder zur Verwendung auf dem naheliegenden Feldflugplatz.

Wir sind nicht mehr weit von Juchnow entfernt und werden bestimmt noch vor dem Abend dort eintreffen. Vielleicht sind es noch zwanzig Kilometer. Immerhin haben wir die Strecke sehr schnell hinter uns gebracht und müssen nicht wie vorgesehen in den Autos übernachten. Ich hatte mit mindestens zwei bis drei Tagen gerechnet.

⁵¹ Durch die lange dauernden Kesselschlachten waren die infolge jahrelanger Mangelernährung in der Sowjetunion bereits geschwächten sowjetischen Soldaten bis zu 2 Wochen ohne Verpflegung. Dazu kam Stalins Befehl, beim Rückzug ohne irgendwelche Rücksichten auf die Zivilbevölkerung alle Nahrungsmittelvorräte zu vernichten. Aus diesem Grund konnten die Kriegsgefangenen nicht am Ort der Gefangennahme ausreichend ernährt werden, sondern mussten weit zurück ins Hinterland „abgeschoben“ werden, wo eher Aussicht bestand, mit Hilfe der Wehrmacht Felder noch abzuernten und die Ernährung einigermaßen sicherzustellen. Die kilometerlangen Fußmärsche waren dabei erforderlich, weil nicht genügend Transportmöglichkeiten zur Verfügung standen und die Versorgung der kämpfenden Truppe Vorrang besaß.

⁵² Die Gefangenen waren zu apathisch, um sich noch zu wehren. Andererseits fehlte der Wille, für das verbrecherische kommunistische Regime weiter den Kopf hinzuhalten.



Feldflugplatz mit Sanka und Fieseler Storch

Auf der ganzen Fahrt habe ich auch zahlreiche Sanitätswagen gesehen, welche mit der traurigen Fracht westwärts fahren. Das gibt Arbeit für die Smolensker Lazarette, wenn nicht schon in Roslawl ausgeladen werden muss.



Sanka am Bahnhof

Um siebzehn Uhr sind wir in Juchnow, unser Wagen fährt als erster in die Ortschaft ein. Die Schweizer Wagen und der Sanitätswagen sind noch nicht zu sehen, aber seit dem letzten Sichtkontakt kann nichts passiert sein.

Der deutsche Offizier setzt mich an der ersten Strassenkreuzung ab, wo ich die restlichen Wagen abwarten und den Weg weisen soll. Der Offizier geht unsere Ankunft melden, damit wir Quartier zugewiesen erhalten.

Dass meine Uniform nach der Ankunft des ersten Schweizer Autos noch blau ist, gleicht einem Wunder. Jeder Soldat und Landser mustert mich von oben bis unten, von vorn und hinten, schaut sich noch dreimal um

und fragt sich wohl, was das wieder für eine neuen Waffengattung sein könnte. Blau hat man bisher noch nicht gesehen. Es geht auch nicht lange, fragt mich ein Kettenhund (Wehrmachtspolizist), was ich hier mache und zu welcher Einheit ich gehöre. Ich erwidere kurz, dass ich zur Equipe Juchnow der Schweizer Ärztemission gehöre und hier auf die andern Autos warte. Er gibt sich mit dieser Antwort sofort zufrieden und entfernt sich salutierend. Eine halbe Stunde dauert es, bis die Ärzte und Schwestern eintreffen, und lange nachher holpert der Sanitätswagen mit unserem Gepäck heran.

Die Voraussage, dass wir eventuell die Koffer und Rucksäcke einige Kilometer schleppen müssen, hat sich zum Glück auch nicht erfüllt. Man hat anscheinend in der Etappe, zu welcher Smolensk schon gehört, doch keine Ahnung, wie es hier vorne aussieht. Gottlob gibt es nichts zu schleppen, denn meine beiden Koffer wiegen zusammen vierzig Kilogramm und der prallvolle Rucksack auch noch zehn. Wir können es kaum glauben, dass die ganze Fahrt ohne jeden Zwischenfall in dieser Zeit möglich war. Es waren doch ziemlich genau zweihundertfünfzig Kilometer.

Von der Ortschaft ist wegen der einbrechenden Dunkelheit nicht viel zu sehen. Ausser den Strassen, die von einer 20 bis 30 Zentimeter dicken Schlammschicht bedeckt sind, fällt im ersten Moment nichts auf. Bald haben wir die Sanitätskommandostelle ausfindig gemacht und stellen uns unter den Befehl des Kommandanten.⁵³ Der Empfang ist nicht gerade hervorragend, anscheinend hat man zu wenig Zeit für uns. Wir werden kurz begrüßt und in der Offiziersmesse zu Tisch gebeten. Es gibt ein einfaches Abendbrot, das schönste daran ist, dass es wieder einmal etwas Warmes in den Magen gibt. Welch ein Unterschied schon zu Smolensk. Man spürt direkt den Fronteinfluss und die Improvisation.

Nach dem Essen wird uns ein leerstehendes Haus zugewiesen, wo wir uns häuslich niederlassen. Es ist aber rein nichts vorbereitet.

Strohsäcke müssen erst beschafft werden, Licht und Wasser sind auch nicht vorhanden, noch sonst etwas. Zwei leere Räume, basta.

Schon sind wir um die mitgebrachten Kerzen froh. Bei Kerzenlicht muß gearbeitet werden und das Wasser wird herbeigeführt. Ich bin mit drei Kameraden in einem kleinen Zimmer. Alle vier können wir nicht darin stehen, so eng ist es. Wir helfen einander, die Hütte bewohnbar zu machen. Ich erhalte den Auftrag, die Strohsäcke aufzutreiben, und bekomme sie in einem Sanitätsmagazin. Die Ärzte suchen Bretter, die Schwestern reinigen so gut als möglich die Böden. Die Fenster müssen geflickt wer-

⁵³ wahrscheinlich beim Kriegslazarett 2/571 mit 800 Betten (Chefarzt Dr. Weishaupt)

den, eine oder zwei Zeitungen werden in die Löcher gestopft, das genügt vorerst, und so entsteht unser erstes improvisiertes Nachtlager. Ohne gross Toilette zu machen, denn Wasser scheint Mangelware zu sein, legen wir uns zur Ruhe. Schlafen werden wir sicher können, denn nach der langen Fahrt sind wir alle müde und durchgerüttelt.

29. Oktober

Zur Instruktion werden wir zum Kommandanten gebeten, der uns eröffnet, dass wir selbst ein Lazarett einzurichten haben und dass das Nötige bereits veranlasst sei. Das bezogene Haus bleibe nicht unser Quartier, da wir ins Lazarett oder dessen nähere Umgebung umzuziehen haben. Am Nachmittag wird uns auch das Gebäude gezeigt, welches unsere Wirkstätte werden soll. Es hat hier 3 bis 4 Lazarette, alle werden besucht.

In der Zwischenzeit sehen wir uns Juchnow an. Alle miteinander ziehen wir los, um dieses russische Dorf kennen zu lernen. Wieder werden wir von deutschen Soldaten begafft. Vereinzelt werden wir auch nach Waffengattung und Nationalität gefragt. Man kann es nicht glauben, dass jemand freiwillig in dieses Land kommt.

Das Dorf Juchnow mochte vor dem Krieg an die tausend Einwohner gehabt haben.⁵⁴ Es liegt in ziemlich bewaldetem Gebiet, rundherum gibt es zahlreiche Sümpfe. Von der Aussenwelt scheint es ziemlich abgeschlossen zu sein, es erhält erst jetzt Bedeutung wegen der Rollbahn Orschawl-Roslawl-Medyn-Moskau. Die einzige Verbindung vor dem Krieg waren Postautos, die zweimal wöchentlich durchfuhren. Die Bevölkerung ernährte sich von Ackerbau und Holzschlag. Industrie scheint nicht vorhanden zu sein. Nach den Gebäuden zu schliessen, hatten die meisten Einwohner eine oder zwei Kühe besessen, von denen aber nichts mehr zu sehen ist.

Das Dorf ist um zwei kreuzende Strassenzüge herum gebaut, einige kleine Nebenwege führen zu den hintenangebauten Holzhäusern. Mit der Kirche zähle ich ungefähr zwanzig Steinbauten, der Rest ist aus Holz. Die Kirche hat am Turm einen Granateinschlag, ist aber sonst noch gut erhalten.⁵⁵ Sie

⁵⁴ Zur deutschen Besatzungszeit dürften es etwa 2.000 gewesen sein (Siehe Beschreibung von Juchnow). Das idyllische, an der Chaussee Roslawl-Moskau gelegene Großdorf hat heute wieder etwa 5.000 Einwohner. Die Ugra fließt nahe der Stadt vorbei.

⁵⁵ Sie wurde im Verlauf der Rückeroberung von Juchnow durch die Rote Armee im März/April 1942 fast vollständig zerstört; der Wiederaufbau ist noch nicht abgeschlossen, Gottesdienste werden aber wieder gefeiert. So bei der Besichtigung 1997 mit Ernst Gerber.

dient im Moment als Materiallager. Die Glocken sollen schon jahrelang fehlen.

Ein weiteres Gebäude schätzen wir als früheres Spital ein, es ist als Lazarett gezeichnet. Ferner sind drei schulhausähnliche Bauten, wovon der eine unser Lazarett werden soll. Aus rotem Ziegelstein gebaut, ohne Verputz, sieht alles primitiv und armselig aus. Nur die Kirche hat Verputz und einen weissen Anstrich.



Schweizer Feldlazarett in Juchnow, Nov./Dez. 1941

Grosse Kämpfe scheint es nach den geringen Zerstörungen hier nicht gegeben zu haben.

Die typisch russischen Häuser aus Holz bestehen meistens aus zwei Räumen, dazu hat es einen angebauten Schopf. Der eine Raum dient als Küche und Wohnraum, der andere ist Schlafgemach. Selten gibt es ein drittes Zimmer.

Von einem Haus zum andern hat es Lattenzäune, die ungefähr anderhalb Meter hoch sind, und meistens liegt dahinter ein kleiner Garten.

Mehrere Lautsprecher sind im Dorf verteilt an Hausecken angebracht. Von der Zentrale aus wurden vor dem Krieg Nachrichten und Unterhaltungsprogramme von den staatlichen Stellen durchgegeben. Private Empfangsgeräte scheint es nicht gegeben zu haben. Nicht zu finden ist ein Haus mit einem Krämerladen, aber es hat zwei grössere Gebäude, die aussehen wie Lagerhäuser. Tatsächlich war dort die Genossenschaft untergebracht, nur dort konnte die Bevölkerung einkaufen. Jetzt sind auch diese Häuser mit Soldaten belegt.



typische russische Holzhäuser im Winter

Von den Einwohnern sehen wir an diesem ersten Tag nur wenige. Nur alte Männer und Frauen eilen über die Strassen. Leider werde ich in Juchnow mit einer Ausnahme keinen Kontakt mit der Zivilbevölkerung bekommen.

Die Frauen, die in Lazaretten arbeiten, kommen und gehen, man weiss nicht woher und wohin. Sie arbeiten, um etwas zu essen zu bekommen, und ich glaube nicht, dass sonst eine Bezahlung für die geleistete Arbeit vorgenommen wird.

Wir sind uns jetzt bewusst, dass Juchnow neben der Arbeit nichts zu bieten hat, und nehmen uns vor, es uns so gemütlich wie nur möglich zu machen, um die drei Monate zu überstehen. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, dass der Winter hier besonders streng ist und dass Schneemengen bis zu zwei Metern keine Seltenheit sind. Es besteht somit die Möglichkeit, dass wir auch einige Zeit eingeschneit und von der Umwelt abgeschlossen sein werden.

Im zukünftigen Lazarettgebäude arbeiten Soldaten. Sie sind dabei, Türen und Fenster winddicht zu machen. Russische Gefangene waschen die Böden auf. Bereits fahren Camions vor, es werden Feldbetten und Sanitätsmaterial abgeladen. Alles, was so zu einem Feldlazarett gehört. Drei-

ssig Russen, aus einem Gefangenenlager ausgewählt, tragen die Lasten in das Haus. Es muss ein Elektriker ausfindig gemacht werden, der die Lichtleitungen nachsieht; ein deutscher Soldat wird nach passenden Glühbirnen ausgesandt. Man gibt uns zur Einrichtung zwei Tage Zeit, dann sollen Verwundete, an denen es nicht fehlen soll, aufgenommen werden.



russische Frauen beim Wasserholen im Winter

Die deutsche Mannschaft wird uns zugeteilt, es sind einige Schwestern, Sanitäter und Küchenpersonal. Dazu kommen die kriegsgefangenen Russen, die durch deutsches Wachpersonal beaufsichtigt werden, und einige russische Frauen, die sich gemeldet haben. Bald geht der Tag zu Ende, wir verbringen den Rest des Abends plaudernd im Quartier.

Die ersehnte Nachtruhe kann ich nicht antreten. Ein deutscher Soldat kommt auf Befehl der Kommandantur fragen, ob jemand für die Nachtwache in einem Nachbarlazarett abgestellt werden könne, da heute siebzig Einlieferungen erfolgten und dieses Lazarett auch erst aufgebaut werde. Es fehle an Personal. Ich melde mich natürlich anstandshalber, damit nicht eine unserer Schwestern diesen Dienst versehen muss. Es wird in unserem Lazarett noch zur Genüge vorkommen, dass sie zusätzliche Nachtwachen leisten müssen.

Ich packe schnell die nötigsten Sachen in meine Lunchtasche und stecke die Taschenlampe, zwei Kerzen und zwei Päckli Zigaretten ein. In tiefster Dunkelheit führt mich der Soldat zum Lazarett gleich neben der Kirche. Freundlich werde ich von einem Arzt und der Oberschwester empfangen. Sie sind sichtlich froh, eine Hilfe zu erhalten. Gleich kann ich auch mit der Arbeit beginnen. Ein Unteroffizier zeigt mir schnell die verschiedenen Räume und erklärt mir die zur Verfügung stehenden Mittel. Alles ist notdürftig und improvisiert. Es fehlt an allem, aber dies merke ich erst richtig im Laufe der Nacht. Auch dieses Haus ist wie unser werdendes Lazarett zweistöckig, aber die Hälfte ist von einer Granate aufgerissen und nicht zu benützen. Im Parterre ist ein Raum mit Verletzten, im ersten Stock sind zwei grössere Zimmer belegt. Drei oder vier kleinere Räume werden vom Personal benützt, ein weiterer Raum ist Verbandzimmer. Es ist ein Lazarett ohne Operationssaal. Im Verbandzimmer wird all das gemacht, was gerade dringend notwendig ist. Das kleine Instrumentarium ist vorhanden, eine Amputation wäre also möglich, aber für eine Bauchöffnung würden verschiedene Instrumente fehlen. Es ist nach meinem ersten Überblick auch nur ein Arzt anwesend. Es scheint mehr ein Durchgangslazarett zu sein oder ein Abstellquartier mit einem Verbandzimmer. Die Instrumente werden im gleichen Raum gereinigt und ausgekocht, wo verbunden wird, es kocht und brodelt in der Ecke des Zimmers, die halbe Zeit stehen sich die Leute im Weg. Welche Improvisation!

Dieses Lazarett wurde vor zwei Tagen eröffnet.⁵⁶ Gestern wurden zwanzig, heute siebzig Verwundete eingeliefert. In den drei Räumen liegen

⁵⁶ Juchnow war erst am 5. Oktober 1941 durch die 10. Panzerdivision erobert worden

also neunzig zum Teil Schwerstverletzte, die nicht mehr weitertransportiert werden konnten.

Sofort bin ich mit der Lage im klaren. Im Parterrezimmer herrscht bereits Ruhe, die Tagschwester hat sich verabschiedet. Die meisten Patienten schlafen oder sind unter der Einwirkung von Schmerzmitteln im Paradies der Träume. Im ersten Stock wird noch fieberhaft gearbeitet. Das Verbandzimmer zeigt einen schrecklichen Anblick durch die schmutzigen und verbluteten Verbandmaterialien, die herumliegen. Eben kommt der letzte Verwundete an die Reihe. Ich suche mich sofort nützlich zu machen und erhalte die Aufgabe, mit dem Arzt zusammen das zerschossene Bein einzupacken. Nun ist auch dieser Patient versorgt, und die Schwestern räumen notdürftig auf. Innert weniger Minuten bin ich allein. Ich habe im Korridor einen Stuhl als Sitzgelegenheit. Alles ist ruhig.



leerer Krankensaal eines Kriegslazarets mit Olympia-Betten

Etwa um dreiundzwanzig Uhr kommt ein deutscher Sanitätsunteroffizier aus dem Dorf zurück. Er war bei einem Rapport und ist nun überrascht, einen Schweizer als Nachtwache vorzufinden. Er stellt sich vor: «Bern-

hard Edelmann».⁵⁷ Er kann nicht genug beteuern, wie sehr er sich freut, gerade hier in Juchnow Schweizer zu treffen, denn auch er spricht schweizerdeutsch.

Bald sind wir im tiefsten Gespräch. Er ist ein netter Kerl, nach meiner Schätzung vierundzwanzig Jahre alt. Natürlich und einfach. Er hat lange Zeit in Olten gearbeitet und vorher seine Jugendjahre in Bern verbracht.

Rundheraus erklärt er mir, dass die Schweiz seine Heimat sei, dass er aber deutsche Eltern habe und deshalb einberufen wurde. Er bedauert dies sehr, denn er hoffte, Schweizerbürger zu werden, nicht nur, um nicht in der deutschen Armee Dienst leisten zu müssen. Er fühlte sich als Schweizer, bis der Marschbefehl ihm alle Pläne durcheinander warf.

Kein einziges Wort politischer Natur war gefallen. Es war die kürzeste Stunde in dieser Nacht, denn Schlag Mitternacht kommt Leben in das Gebäude. Aus allen Räumen höre ich es stöhnen, lauter, immer lauter.

Ich beginne meinen Rundgang. Mit einer Kanne Tee und der Taschenlampe bewaffnet gehe ich zuerst nach unten. Vom aufgerissenen Teil des Hauses zieht es kräftig und eisig kalt durch den Korridor. Ein mehr als türgrösses Loch ist in der Mauer, und nur ein Tuch hängt davor. Ich stelle dies fest, als ich nach der Ursache des Zugwindes suche. Zum Glück kenne ich keine Furcht und gehe immer achtlos an diesem Teil des Hauses vorbei. Ich vernehme aus dem Zimmer ein eigenartiges Rufen und beeile mich nachzusehen, was fehlen könnte. Ich öffne die schief in den Angeln hängende Tür und leuchte flüchtig über die dreissig Betten hinweg.

Da, in der Ecke winkt mir ein Arm. Ich gehe hin und frage so leise wie möglich, was denn sei. Ein riesiger Kopfverband hebt sich aus dem Kissen heraus. mit der Hand deutet der Verwundete in Richtung Mund. Dazu presst er unverständliche Laute hervor. Was mag wohl unter diesem Verband sein? Langsam löse ich die Gaze, und endlich kommt ein Loch zum Vorschein, das ich sofort als Rachen erkenne. Kein Kiefer, keine Zähne, eine grosse, klaffende Wunde. Immer wieder deutet er mit der Hand Richtung Mund, und endlich begreife ich und schütte mit einer Schnabeltasse einzelne Tropfen Tee in die Speiseröhre. Der Patient ist bald zufrieden und versucht wieder, einige Kehllaute von sich zu geben. Ich deute dies als Dank, rücke den Verband wieder zurecht und lege ihn bequem hin. Ein anderer Verwundeter ist auch erwacht und setzt sich mühsam auf. «Schwester, geben Sie mir zu trinken, ich habe so Durst.»

⁵⁷ Bernhard Edelmann, geb. 1911 in Waldstetten/Krs. Backnang, wohnt heute in Schwäbisch Gmünd. Seine Tochter bestätigte mir fermündlich Ernst Gerbers Angaben.

Auch er hat einen Kopfverband, kann aber wenigstens sprechen. Ich halte ihm seine Tasse hin, und gierig leert er sie in einem Zug. Ich frage nach der Verletzung, aber er weiss selbst nicht, was fehlt, er weiss nur, dass er seit einem Granateinschlag nichts mehr sieht und auch längere Zeit bewusstlos war. Durch seine Stimme geweckt, regen sich nun auch andere Verletzte. Einer nach dem andern verlangt zu trinken, einige wollen gegen die Schmerzen eine Spritze, die sie auch erhalten.

Alle in diesem Zimmer sind Kopfverletzte mit den schrecklichsten Verstümmelungen, die es geben kann. Alle sind erst heute angekommen, und die meisten haben die Verbände seit zwei und drei Tagen. Einer weiss zu berichten, dass sie sofort mit dem Flugzeug weitertransportiert werden müssen und nur diese Nacht hier verbringen sollen. Viele geben sich mit Tee zufrieden und versuchen, wieder zu schlafen. Ich mache noch die Runde mit der Urinflasche, es ist die einzige im ganzen Gebäude, und gehe nachher wieder nach oben. Aus beiden Zimmern höre ich zugleich „Sani“ rufen, denn diese Patienten wissen, dass keine Schwester hier ist, sie haben mich am Abend noch gesehen. Tee, Tee und nochmals Tee. Man könnte meinen, wir befänden uns in den Tropen.

Hier komme ich beim ersten Durchgang mit Tee und der Urinflasche, genannt Ente, aus.

Aber kaum bin ich mit der Runde fertig, hört man ganz deutlich Motoren-geräusch von einem Flugzeug. Sind es Deutsche, sind es Russen? Im ersten Zimmer weiss ein Fliegersoldat, dass es nur russische Maschinen sein können, man höre genau das hohe Singen neben dem tiefen Gebrumm. Wirklich ist ein metallisches Singen ganz schwach neben den tieferen Tönen herauszuhören, aber nur für feine Ohren oder Kenner.

Die Flugzeuge scheinen näher zu kommen, die Verwundeten werden unruhig. Jeder hat Angst, und es ist auch zu erklären. Man könnte auch noch im Lazarett durch eine Bombe umkommen und sich dabei nicht rühren können und hilflos sein, erregt die Verletzten doppelt. Was könnte ich schon machen, wenn so ein Bombenregen begänne? Nichts, gar nichts. Es gibt keinen Keller, keine Schutzräume, nur Vorsicht mit der Taschenlampe ist das höchste Gebot.

Die Flugzeuge entfernen sich ohne Bombenabwurf auf Juchnow. Mir wird leichter. Fast alle Patienten sind wach geworden. In der allgemeinen Unruhe verlieren die Schmerz- und Schlafmittel die Wirkung. Nun renne ich von einem Zimmer ins andere, Treppe runter, Treppe rauf.

Ein Rheinländer bittet mich um eine Zigarette, da er in mir den Raucher riecht. Ich vertröste ihn auf morgen, jetzt in der Dunkelheit wäre es zu gefährlich. Einen Brand möchte ich nicht riskieren.

Das schlimmste ist, dass ich für das ganze Haus nur die eine Ente und nur einen Topf zur Verfügung habe. Bis jeder das Nötigste verrichtet hat, rufen zehn andere darnach. Ich kann nicht verstehen, dass in den zwei Tagen die Schwestern sich so beholfen haben. Oder haben sie die andern Stücke versteckt? So gehen die Stunden vorbei, und gegen sieben Uhr wird es langsam Tag. Ich mache nochmals meine Runde im Kopfsaal und muss feststellen, dass der dritte Verwundete rechts der Türe in aller Stille gestorben ist. Mühsam schleppe ich das Feldbett in den Korridor hinaus und decke den Soldaten mit einem Laken zu. Der erste tote Patient, er wird nicht der letzte sein.

Wie ich wieder nach oben komme, sind bereits die Schwestern da und suchen frierend nach Wasser. Ein Sani schleppt welches herbei, woher weiss ich nicht, denn im Haus ist kein Tropfen zu finden. Eines ist mir sofort klar, für solche Arbeiten müssen auch nachts Russen her.

Der Unteroffizier Edelmann wird mit der Auslese betraut. Er grüsst mich nur kurz, und niemand merkt, dass wir uns schon näher kennen.

Man ist höflich gegen mich, aber doch im allgemeinen sehr reserviert. Ich habe meine Arbeit getan, ich kann gehen. Die Oberschwester sagt mir danke und fragt zugleich, ob ich heute abend nochmals kommen könnte. Es sind wieder achtzig Neuzugänge angemeldet. Ich kann nichts versprechen, werde jedoch bis zum Mittag Bescheid geben.

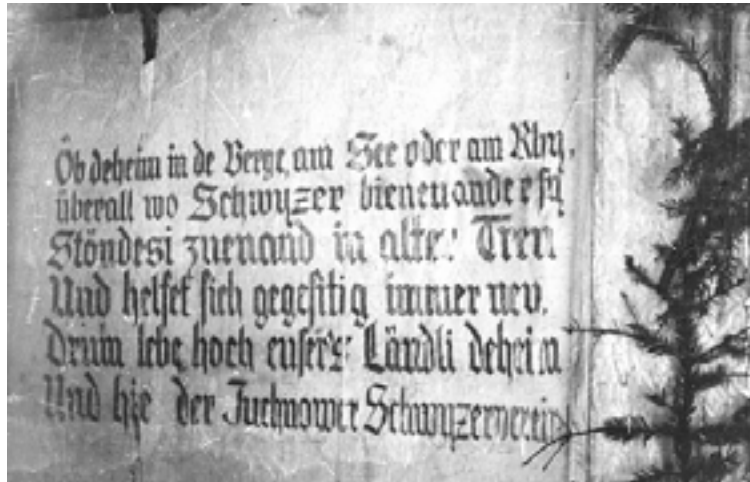
Ich gehe noch schnell zum Rheinländer, der mich erstaunt mustert. Es ist lustig, die Patienten haben mich ja in der Nacht kaum gesehen, und nun stehe ich vor ihnen. Ich messe hundertzweiundachzig Zentimeter, bin kräftig und in vollstem Saft. «Sind denn alle Schweizer so gross, oder sind Sie der Längste?» Vom Feldbett aus gesehen, muss ich wie ein Riese wirken.

Ich kann nur antworten, dass ich ein wenig grösser bin als der Durchschnitt, dass ich aber noch lange nicht der Längste bin und dass es auch bei uns kleine Leute gibt. Der Rheinländer will allerhand wissen, wie es uns in der Schweiz geht und warum wir nach Russland gekommen sind. Er bekommt auch seine gewünschte Zigarette und verspricht, sie nicht auf einmal zu rauchen. Darauf verabschiede ich mich und wünsche allen Glück, dass sie bald in die Heimat fliegen können.

Vor der Tür wartet Unteroffizier Edelmann auf mich und fragt, ob er mich wiedersehen dürfe. Ich bejahe selbstverständlich und mache ihm Hoffnung auf die kommende Nacht. Voraussichtlich werde ich ja wieder zur Nachtwache kommen, wenn nicht unser Lazarett schon belegt werden sollte, was kaum anzunehmen ist. Im andern Fall empfehle ich ihm, dass er mich aufsuchen soll, ich hätte immer Zeit für ihn.

30. Oktober

Müde komme ich ins Schweizerhaus zurück und lege mich nach einem kleinen Frühstück nieder. Wenn ich nur bis zum Mittag schlafen kann. Zum Glück habe ich Ruhe, die andern Schweizer kommen erst gegen Mittag vom Einrichten zurück; ich frage gleich unsern Chef, ob ich am Abend wieder zur Nachtwache gehen könne. Er bejaht dies, denn unser Lazarett ist noch nicht aufnahmebereit, es sind auch genügend Leute zum Einrichten vorhanden. Nach dem geniessbaren Eintopfgericht kann ich nochmals einige Stunden schlafen, bis die Chauffeure mich wecken und mitteilen, dass wir dislozieren müssen. Das Haus wird von Offizieren eines neu eingetroffenen Stabes beansprucht.



Inschrift, Schweizerheim in Juchnow

Für die Ärzte und Schwestern ist bereits Platz im Lazarett vorhanden. Die beiden Chauffeure⁵⁸ und ich müssen uns in einem Mannschaftsquartier mit kleinstem Raum begnügen. Nun haben wir wieder Arbeit mit dem Umzug.

⁵⁸ Alexander Linder und Wladimir von Steiger, zwei ehemalige Russlandschweizer; Linder war der Sohn des Schweizers Jakob Linder, der im 19. Jh. die Erbin eines Landgutes in der Nähe von Duchowschtschina geheiratet hatte; in Smolensk traf er seine noch dort lebende Kusine und deren Familie. Von Steiger war zaristischer Offizier gewesen.

Zuerst tragen wir die Koffer der Schwestern und Ärzte ins Lazarett und denken an uns selbst zuletzt. Der uns zugewiesene Platz ist wirklich klein, es haben nur zwei Strohsäcke Platz. Die Koffer und Rucksäcke türmen wir am Fussende der Pritsche auf. Ich werde in der kommenden Nacht nicht hier sein, da haben die andern zwei genügend Platz. Nachher rücken wir einfach zusammen.

Das Abendbrot besteht aus Kaffee und Brot, Butter und einer Fleischkonserve. Das wird während der ganzen Zeit mit kleinen Abwechslungen durch Käse, Fischkonserven und Dörrfleisch unser Abendmenu werden. Die Brühe, hier Kaffee genannt, ist zur Abwechslung gelegentlich ein Gebräu wie Tee ohne definierbaren Geschmack.

Gleich nach dem Essen verabschiede ich mich von meinen Kollegen und begeben mich zum Lazarett hinter der Kirche. Ich habe von Chauffeur Linder die Pistole mit zehn Schuss Munition mitgenommen, denn heute habe ich keine Begleitung, und es ist schon stockfinster.

Man ist allgemein erfreut über mein Kommen. Die Oberschwester ist nun auch die Freundlichkeit selbst und zeigt mir die neu eingerichteten Zimmer. Auch je sechs Stück Urinflaschen und Töpfe sind vorhanden und als grosse Überraschung zwei Russen.

Kriegsgefangene Russen, die heute aus dem nahen Lager von Uoff. Edelmann herausgesucht wurden, und die die Töpfe und Flaschen leeren müssen. Beide sind schmutzig und hungrig. Sie sitzen in einer Ecke, in ihre braunen Mäntel gehüllt, und mir scheint, als versuchten sie, einander warm zu geben. Das grosse Loch in der Parterremauer wurde zugenagelt.

Wieder wird bis zweiundzwanzig Uhr gearbeitet, die letzten Neuzugänge werden versorgt. Der Kopfsaal ist gleich geblieben, es gab heute keine Abtransporte durch Flugzeuge; diese Kopfverletzten dürfen nur auf diese Weise transportiert werden. Das Lazarett hat wieder um 200 Mann zugenommen. Alleine hätte ich zu viel zu tun. Wieder gibt es einen Exitus. Das ganze Gejammer geht einem durch Mark und Knochen.

Endlich wird es ruhiger. Wie ich mit den beiden Russen allein bin, kommt Bernhard Edelmann zu mir. Im ganzen Haus ist es ruhig, die Patienten schlafen. Bernhard erzählt mir von seinen Erlebnissen in der Schweiz, erzählt von seiner Braut, von seinen Ausflügen, von seinen Bekannten und wie er dann einrücken musste. Nur zur Sanität, etwas anderes komme nicht in Frage. Mit seiner Einstellung wolle er nicht zum Mörder auf Befehl an andern Menschen werden, die ihm nichts zuleide getan haben. Schon zwei Jahre ist er nun Soldat, und in dieser Zeit hat er seine Braut, seine Eltern, seine zweite Heimat nicht gesehen. Er hat aber Aussicht auf Urlaub im Frühling.



Russische Kriegsgefangene

Wir vereinbaren, dass ich seiner Braut in Olten nach unserer Rückkehr persönlich von unserem Zusammentreffen berichten werde. Er gibt mir die Adresse und möchte auch gerne einen Brief mitgeben, aber wir haben beide Angst, erwischt zu werden. Unwichtige Mitteilungen gehen mit der normalen Post durch die Zensur, aber Bernhard hätte vieles zu schreiben, das nur seine Braut angeht. Wir sind gar nicht sicher, ob wir ohne Durchsuchung aus Deutschland entlassen werden, das Risiko ist also zu gross, für ihn und für mich. Es ist das letzte Mal gewesen, dass ich Uoff. Edelmann gesehen habe. Am andern Morgen wurde er versetzt.⁵⁹

Diesen Abend habe ich dreissig Liter Tee auf Lager. Wie Uoff. Edelmann gegangen ist, mache ich die erste Runde und nehme einen Russen mit, der die Zimmer und die Arbeit kennen lernen muss. Anschliessend kommt der zweite dran, er muss das Parterrezimmer und eines im ersten Stock übernehmen. So ist mir die Arbeit mit den vielen Gängen für die Topf- und Flaschenleerung abgenommen. Ich kann mich mehr den Patienten

⁵⁹ Unteroffizier Bernhard Edelmann gehörte zum Kriegslazarett 2/551 in Smolensk und wurde offenbar dorthin zurückversetzt. (Mündliche Mitteilung von Schwester Maria Speer, Nördlingen, am 18.8.2002)

selbst widmen. Der Abend verläuft ruhig. Die Verletzten schlafen unter der Wirkung der Spritzen.

In einem Raum entdecke ich eine alte Petroleumlampe, die noch leidlich Licht spendet. Ich bin froh, sie dem einen Russen geben zu können. Da kein Licht gemacht werden darf, sind wir auf diese Pfunsel und meine Taschenlampe angewiesen. Was sollte ich auch ohne diese zwei Utensilien machen?

Vorsicht ist strengster Befehl, denn der kleinste Lichtschimmer könnte russische Flugzeuge magnetisch anziehen. Die Minuten schleichen vorbei. Die beiden Russen sitzen zusammengekauert auf der Treppe und dösen vor sich hin. Wir können uns ja auch nicht unterhalten. So spinne ich meine Gedanken und habe tiefstes Bedauern mit den beiden Männern, die hier zu stumpfsinniger und ungewohnter Arbeit gezwungen werden.

Ich gebe jedem ein Stück Brot und Käse und ein Glas Tee. Dankbar leuchten die Augen, und als alles verzehrt ist, gebe ich jedem eine Zigarette. Das ist nun doch zuviel für die zwei armen Seelen. Nicht genug können sie „spassibo!“ - danke - sagen; sie werden mir sicher die ganze Nacht treue Untergebene sein. Feuer haben sie natürlich nicht, ich schenke jedem eine Schachtel Zündhölzer.

Später kann ich zusehen, wie die beiden die Zigaretten anzünden und sich vollständig dem Genuss hingeben. Seit wie vielen Tagen mag es wohl die erste Zigarette sein? Die Hälfte ist kaum verqualmt, so löschen beide die Glut aus und versorgen die Stummel in den weiten Manteltaschen. Gerne möchte ich jedem ein ganzes Päckli schenken, aber so grosszügig darf ich in meinem eigenen Interesse nicht sein. Ich habe nicht unbeschränkt Vorrat. Jeder erhält aber noch ein Stück als Reserve, es ist für sie ein riesiges Geschenk.

Zwei Uhr fünfzehn. Leise kommt der Arzt aus seinem Zimmer auf den Korridor und flüstert, es sei jemand hinter dem Haus. Er habe ganz deutlich gehört, wie sich jemand am Hintereingang zu schaffen machte. Ob ich nicht so gut sein wolle, einmal nachzusehen, es sei zur Vorsicht, denn er möchte nicht gern mit dem Lazarett in die Luft fliegen.

Ich entsichere die Pistole, stecke sie in die Hosentasche, nehme die Taschenlampe in die andere Hand, einen Finger auf der Drucktaste. Einem Russen deute ich, dass er mit der Laterne, die auf kleinstes Licht gestellt ist, mitkommen soll, und schicke ihn vorweg die Treppe hinab. Nur mit Zeichen kann ich mich mit ihm verständigen, aber er versteht sehr gut, worum es geht. Ich deute mit der Pistole auf die rückwärtige Türe, angstlos geht er hinaus, ich hintennach. Es ist bissig kalt, ein giftiger Wind pfeift um die Ecken. Von einem Menschen keine Spur. Hat er den schwa-

chen Lichtschein der Laterne zu früh gesehen? Mir wird doch etwas wohler. Rasch sind wir um das Gebäude herum und treten wieder ein. Kaum ist die Türe zu, so ertönt vom nahen Wald ein Schuss. Also ist doch etwas los. Haben Partisanen oder die deutsche Flakwache, welche in dieser Richtung aufgestellt ist, geschossen? Wir wissen es nicht.

Der Arzt wartet auf uns. Er erzählt, dass in der letzten Nacht zwei deutsche Soldaten von Partisanen angeschossen worden seien. Man hat sich noch nicht an diese Front gewöhnt, die angreift, wo man nichts vermutet, wo zerstört wird, wenn man sich in Sicherheit wähnt. Die Front ist nicht nur vor uns, sondern es knallt von allen Seiten bis weit in die Etappe zurück.

Der Arzt geht wieder schlafen. Der Rest der Nacht vergeht ohne nennenswerten Zwischenfall. Bomber hören wir in dieser Nacht auch keine. Nur im Kopfbzimmer gibt es erneut einen Exitus. Erst gegen Morgen klagen die Verletzten wieder über Schmerzen. Aber ohne die Aufregung über den Fliegerbesuch wie in der vorherigen Nacht war es doch viel ruhiger.

Morgens drei Uhr. Ich muß noch Tee machen, 30 Liter habe ich bis jetzt verteilt. Dem Russen gebe ich als Belohnung eine Zigarette. Er hat große Freude daran und kann es kaum glauben. Er raucht nur eine Hälfte, die andere später.

Es ist gut, dass es bald Tag wird und die Patienten neu eingebettet und verbunden werden, das verkürzt ihnen die Zeit.

31. Oktober

Den ganzen Tag durch kann ich ohne Unterbruch schlafen. Hie und da höre ich Stiefel auftreten oder Holz knistern, das ein Soldat im Ofen verbrennt. Am Abend bin ich richtig ausgehungert und darum froh, dass meine Schweizer Kollegen das Eintopfgericht vom Mittag für mich auf die Seite gestellt haben. Auf dem Ofen wärme ich den Erbsenbrei mit kleinsten Fleischstücken auf. Etwas Warmes ist jetzt das Wichtigste.

Zu meinem Schrecken muss ich feststellen, dass ich auch schon einige Dutzend Wanzenstiche aufweise. Leider reicht die Zeit nicht, neue Unterwäsche und ein neues Hemd anzuziehen. Ich frage daher einen herumstehenden Soldaten, ob er mir morgen früh einen Eimer Wasser besorgen könne. Er verspricht es mir.

Im Schweizer Lazarett, welches heute eröffnet wurde, sind erst einige Verwundete eingeliefert worden. Daher werde ich zur dritten Nachtwache ins Nachbarlazarett befohlen. Hoffentlich geht das nicht immer so; ich

möchte auch einmal etwas lernen. Ab morgen Mittag muss ich aber unserem Haus zur Verfügung stehen.

Diese dritte Nachtwache verläuft ohne besondere Ereignisse. Weit entferntes Motorengeräusch eines Flugzeuges wirkte einmal etwas beunruhigend. Die Kopfpatienten sind noch alle da, es gab wieder keinen Transport nach rückwärts mit Flugzeugen.

1. November

Nach dem Frühstück stehen für mich drei Liter Wasser im Quartier bereit, wie mir versprochen war. Es ist herrlich, nach 8 Tagen. Das erste Wasser seit Smolensk. Nicht zum Trinken, o nein, nur zum Waschen. Es ist trüb, aber doch flüssig. Ich beginne mit einer wohltuenden Körperwäsche und kann fast nicht zu Ende kommen. Überall juckt es schon, ich bin ganz zerstoichen. Vierzig Wanzenstiche habe ich gezählt, dabei finde ich keines dieser lieblichen Tierchen. Der Geschmack der Badeseife von zu Hause versetzt mich in Gedanken in eine andere Welt.

Wenn nur der verflixte Bart schon weg wäre, das ist noch die ärgste Prozedur. Länger als fünf Millimeter sind die Stoppeln, aber hier läuft jeder Soldat so herum, es fällt nicht auf. Wegen der Damenwelt spielt es ja keine Rolle, es hat keine grosse Auswahl. Nur die Offiziere kennen die tägliche Rasur.

Von Schlafen ist keine Rede mehr, bis zum Mittag ist die Zeit bald vertrödelt. Dafür bekomme ich wieder einmal einen unserer Chauffeure zu sehen. Er lacht über meinen Stoppelbart und offeriert mir, dass er mich elektrisch rasieren könne. Er lotst mich zu seinem Auto, bastelt irgendetwas mit einem Kabel an der Batterie herum und zeigt mir mit Stolz seinen Haarab. Wirklich, es funktioniert, aber er reisst mir die Barthaare mehr aus, als dass sie abgeschnitten werden. Die Prozedur gefällt mir nicht, und so bitte ich, mir nur die Backenhaare wegzuschneiden oder auszureissen. Schnell ist mir der Gedanke gekommen, dass ich ja einen Bart wachsen lassen kann, das wird mir viele Unannehmlichkeiten ersparen. Auch wird mich ein Bart etwas älter machen, was nichts schaden kann.

Trotz der Hänseleien kam dann ein schöner Balbo zustande, und ich trug ihn mit Stolz. Nach kurzer Zeit hatten sich alle daran gewöhnt, und ich hatte deswegen meine Ruhe wieder. Um 10 Uhr bin ich fertig und gehe ins frisch übernommene Lazarett.

Kurz vor Mittag melde ich mich beim Chef zur Arbeit. Ich hoffe, in den Operationssaal zu kommen, habe aber gleich und überall einzuspringen. Der Betrieb läuft noch langsam und umständlich. Es fehlt an verschiede-

nen Mobilien; jedermann organisiert, was er kann. Hier stiehlt man nicht, hier wird einfach organisiert, was einem gefällt und nicht niet- und nagelfest ist.

Im Gegensatz zum Spital neben der Kirche, das ich seit drei Tagen kenne, ist die Ausrüstung in unserem Lazarett fast vollständig, wenigstens was die Instrumente und den sonstigen Zubehör wie Lampen, Kocher, Autoklav⁶⁰ anbetrifft. Einen Röntgenapparat scheint es aber nicht zu geben, das wäre ja direkt Luxus. Wertvoll ist auch der grosse Operationsraum mit einem kleinen Zimmer daneben, welches zum Reinigen, Sterilisieren und Auskochen der Instrumente und Wäsche verwendet wird.

Bis jetzt wurden vierzig verletzte Soldaten eingeliefert, und es scheint, dass die Triagestelle⁶¹ uns noch schont.

Noch einige deutsche Sanitäter und Schwestern sind uns zugeteilt worden, wir können die Pflegearbeit nicht allein leisten, wenn das Lazarett voll in Betrieb sein wird.

Gegen Abend werden nun auch die Funktionen verteilt.

Als Oberschwester wird meine «Freundin» Schwester Anni bestimmt. Sie war schon mit Schwester Hedi und unserem Chef zusammen in Finnland bei einer Rot-Kreuz-Mission.⁶² Mich dünkt es nicht ganz richtig, dass Schwester Anni der älteren Schwester Hedi⁶³ vor die Nase gesetzt wird, denn fachlich sind beide ebenbürtig. Aber der Chef bestimmt, und so konnte es gar nicht anders kommen. Der Chef und Schwester Anni scheinen überall beieinander zu sein, Finnland, chirurgische Ambulanz und jetzt wieder hier.

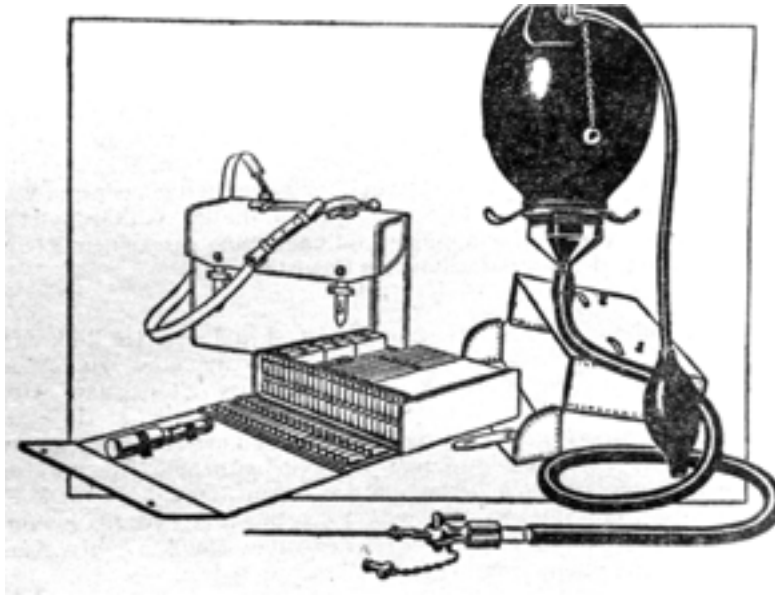
Mit zwei deutschen Sanis und zwei Russen erhalte ich einen grossen Saal zugewiesen, für welchen ich verantwortlich sein soll. Nebenbei habe ich die Pflicht, im Operationssaal auszuhelfen und im ganzen Lazarett die Bluttransfusionen mit dem Bucher-Beutel durchzuführen. Von nun an gelte ich als Bluthund und Mädchen für alles. Ich bin natürlich wahnsinnig gespannt, wie die erste Transfusion herauskommen wird, und ich brauche auch nicht lange auf eine Verordnung zu warten.

⁶⁰ Autoklav: Apparat, in dem Instrumente mit Dampf über 120 Grad und hohem Druck sterilisiert werden

⁶¹ Triage: aus dem Französischen, bed. Ausschuss, Aussortieren. Entscheidung nach der Schwere der Verwundung, wohin Verwundete weitergeleitet werden und wer zuerst versorgt wird

⁶² Die Schweizer Ärztemission im finnisch-russischen Winterkrieg befand sich vom 7. März bis zum 17. Mai 1940 unter der Leitung von Dr. Robert Nicole im Einsatz.

⁶³ Wahrscheinlich Schwester Hedi Weber, Schwyz, Chir. Amb. V/9



Bluttransfusionsgerät von Dr. Bucher

Aber die Enttäuschung, dass ich Pflegedienst verrichten soll und nicht in den Ops komme, ist für mich gross. Der deutsche Sani Franz wird dem Ops als Mädchen für alles zugewiesen. So ist Schwester Anni sicher, dass sie alle Dreckarbeiten oder Unangenehmes dem Franz zuschieben kann. Der wird sich nicht getrauen zu reklamieren, der wird auch alle Arbeiten machen, die keine Ausbildung verlangen. Auch Schwester Rosmarie wird in die Ops-Equipe genommen und ist selbst überrascht, dass sie mir vorgezogen wird.

Einenteils ist es mir natürlich gleich, welche Arbeit ich verrichten muss, andernteils fuchst es mich, denn ich helfe zu gerne operieren und mache mit Vorliebe Narkosen. Aber hineinzwängen will ich mich nicht, ich könnte ja beim Chef reklamieren, aber welche Zusammenarbeit würde das geben. Irgendwann wird es schon eine Änderung geben, das weiss ich schon heute.

2. November

Im Zimmer sieben soll ein bleicher junger Soldat Blut bekommen, wenn weiter eine kleine Hoffnung auf sein Aufkommen bleiben soll.

Diese erste Übertragung gelingt mir nicht ganz nach Wunsch, ich muss zufrieden sein, dass der Empfänger schliesslich einen Drittel der köstlichen Flüssigkeit in sich hat. Der Rest agglutiniert⁶⁴ und verstopft mir Schlauch und Nadel. Die zwei Transfusionen in Smolensk, bei denen ich zusehen konnte, waren doch zu wenig, um den Ablauf jetzt schon einwandfrei zu beherrschen.

Die jeweilige Reinigung und Sterilisation des Bucher-Gerätes gibt viel Arbeit. Mehr als ich dachte. Ist alles in Ordnung und für den nächsten Einsatz bereit? Sind die drei verschiedenen Filter richtig eingelegt? Zeit und Erfahrung werden die Sicherheit im Gebrauch dieser Erfindung bringen.

6. November

Fünf Tage sind vergangen. Wir haben uns eingetrudelt. Ich habe mit den Chauffeuren zusammen einmal mehr Quartier gewechselt. Diesmal haben wir Glück, denn ein grosses Zimmer steht uns dreien zur Verfügung, mit Eisenbettstellen und Strohsäcken auf einem Lattenrost, zudem liegt das Zimmer ganz in der Nähe des Lazarets. Chauffeur Linder organisiert irgendwo einen Tisch, und so haben wir es bald ganz heimelig. Nun ist auch unser Kofferinhalt mit den vielen Lebensmitteln und den Zigaretten in Sicherheit.

Etwas stört in unserem Betrieb. Es wird zu genau gearbeitet, zu klinikhaft. Ich habe durch die drei Nachtwachen und die Verbandwechsel mit dem deutschen Arzt im Nachbarlazarett ja schon eine Ahnung, wie ein Lazarett-Betrieb läuft. Bei uns schreiben die Ärzte stundenlang Krankengeschichten, die Verbandwechsel werden im Zimmer während der Chefvisite vorgenommen, nur die schwersten Fälle kommen dann in den Operationssaal hinunter zu gründlicher Behandlung. Schwester Anni regiert dort und will Ordnung haben wie in einem Zivilspital. Sepsis und Sterilität werden gross geschrieben. Man kann wirklich nicht glauben, dass sie schon einen Einsatz in Finnland hinter sich hat und im Feld unter Verwundeten war. Oder dann waren die Verhältnisse dort ganz anders? Viel-

⁶⁴ Agglutination: Verklumpung von Zellen im Blut

leicht so wie wir es zu Hause in der chirurgischen Ambulanz oder in der MSA üben und ausführen. Aber hier sind wir in Russland. Der Chef richtet sich ganz nach ihren Wünschen. Eigentlich ist Schwester Anni der Chef und nicht unser Chirurg.

Es ist direkt ein Wunder, dass sich Schwester Hedi, die markante Schwyzlerin, neben ihr im Ops behaupten kann. Schwester Rosmarie getraut sich schon gar nicht, etwas zu kritisieren, und verrichtet einfach die ihr zugewiesene Arbeit. Ich weiss jetzt genau, dass sich Schwester Anni an mir rächt wegen des Vorfalles in Sörenberg, als ich ihr nicht nur die Dreckarbeiten verrichten wollte und ihr auch meine Meinung sagte. Sie pfeift mich bei gelegentlichen Verrichtungen, besonders bei der Reinigung der Gummibeutel, an, und ich pfeife im gleichen Ton zurück. Im Grunde genommen bin ich für den Ops-Dienst ausersehen und mitgenommen worden und nicht für Pflegedienst, den auch ein deutscher Sani verrichten könnte. So meide ich aus eigenem Interesse so viel wie möglich die Umgebung des Ops und werde daher auch zu keinen besseren Arbeiten wie Narkose oder zum Instrumentieren kommen.

Die drei bisherigen Infusionen waren für mich die interessanteste Arbeit in unserem Lazarett.

Die zugeteilten deutschen Schwestern⁶⁵ haben vom ersten Tag an Sauerminen aufgesetzt. Sie fügen sich nicht in unseren Betrieb ein, wie es zu wünschen wäre. Natürlich sind es keine Neulinge, sie sehen die Fehler, die bei uns gemacht werden. Die denken wohl, diese affigen Schweizer wären gescheiter zu Hause geblieben. Ebenfalls ist der deutsche Materialunteroffizier ein Kauz, während die Sanitäter zugängliche Burschen sind, besonders Heinz.

Jeder eingelieferte Verwundete ist verlaust, wir stehen diesem Problem ohnmächtig gegenüber, da wir kein Bad einrichten können. Die rückwärtigen Lazarette werden die Entlausung schon durchführen, glaubte ich zu dieser Zeit.

Daher geht es auch nicht lange, bis wir selbst alle verlaust sind, wir haben unsere Mühe, diese neuen Mitbewohner in unsern Kleidern ausfindig zu machen. Es waren also nicht Wanzenstiche, die ich schon in den ersten Tagen hatte. Ich nehme regelrecht Unterricht bei den Patienten, wie und wo man die Viecher sucht. Unsere Henkelplüschunterwäsche ist natürlich das schönste Quartier. Aber mit der Zeit habe ich den Kniff los und gehe

⁶⁵ Schwester Herta Sachs, Erna (Op-Schwester) und Marianne, alle drei aus Wiesbaden. Siehe Bericht Schwester Herta Sachs vom 25.4.1998, im Archiv des Herausgebers, sowie mündl. Mitteilung (protokolliert u. unterschrieben) vom 28.2.1998

jeden Tag mit einer Gründlichkeit auf die Suche, die diesen Insekten nicht wohl bekommt.

Von verschiedenen pharmazeutischen Firmen in der Schweiz haben wir grosse Mengen Medikamente mitbekommen. Besonders ein neues Sulfoamid, das Irgamid, soll hier im Osten richtig ausprobiert werden. Aber unser Vorrat wird bei diesem enormen Bedarf nirgends hin ausreichen, und wir sparen die Tabletten, den Puder und die Salbe für die schwersten Fälle. Neben den deutschen Schmerzmitteln stehen uns auch Rivanol und Prontosil zur Verfügung, Rivanol wird überall das meistgebrauchte Medikament sein. Es ist eine gelbliche, desinfizierende Substanz in Tablettenform. Diese Tabletten werden aufgelöst in destilliertem Wasser, und alle Wunden werden mit getränkten Kompressen oder mit Dauerverbänden, die immer wieder befeuchtet werden, behandelt. Diese Lösung brauchen wir literweise.

Im Gegensatz zu unseren bisherigen Begriffen von Chirurgie ist alles ganz anders. Jede Wunde ist infiziert und eitert. Eine Wundnaht ist nicht möglich, oder sie platzt innert kurzer Zeit auf. Hauptarbeit daher: Bekämpfung der Infektion, Entfernung sämtlicher Fremdkörper und Eiterherde.

Am 3. November soll der erste Grossangriff auf die Vorstädte von Moskau begonnen haben.⁶⁶ Nach den Hauptverbandplätzen sind wir eines der vordersten Feldlazarette⁶⁷, und es wird bald Schwerverwundete geben.

Ein Sorgenkind habe ich auch schon in meinem Saal. Der Patient heisst Funke und ist aus Berlin. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt und von kleiner, schmächtiger Statur. Von einem Granatsplitter wurde ihm der rechte Arm weggerissen. Auf dem Hauptverbandplatz wurde er amputiert und rückwärts zu uns verlegt. In erbarmenswürdigem Zustand kam er an. Fieberig und ganz erschöpft vom Transport und der bereits beginnenden Infektion. Über einen Panzergrenadier der SS ärgern wir uns aber, denn er hat keine sichtbare Verletzung. Er klagt über Rückenschmerzen und wurde uns zur Abklärung überwiesen. Auch die Ärzte vermuten, dass er simuliert und sich nur drücken will. Dafür hat er ein grosses Mundwerk, aber er wird von allen gemieden und geschnitten. Niemand will mit dem Angeber zu tun haben.

⁶⁶ Der Großangriff begann am 14.11.1942 und endete am 3.12. durch Einstellung der Angriffshandlungen. Am 6.12. setzte der sowjetische Gegenangriff ein.

⁶⁷ Hauptverbandplätze einer Division lagen in Frontnähe, das Feldlazarett etwa 10 bis 15 km hinter der HKL (Hauptkampflinie). In der Regel wurden keine Krankenschwestern dort eingesetzt.

Um neun Uhr dreissig hören wir plötzlich die Flak schiessen. Wir Schweizer springen alle vor das Haus. Bei klarem Himmel sehen wir hoch oben zwei Martin-Bomber glitzern. Flakgeschosse krepieren um die Flugzeuge herum und erzeugen kleine weisse Wölkchen. Auf einmal ertönen fünf gewaltige Detonationen hundertfünfzig Meter von uns entfernt Richtung Wald bei der Flakstellung. Nochmals zwei Detonationen schon weiter weg. Wir haben Glück gehabt. Am Abend werden schwere Luftangriffe der Russen von vorne gemeldet. Wir erwarten nun solche auf die Nacht und bereiten uns vor, besonders dass kein Lichtschimmer aus dem Haus dringen kann. Aber der klare Himmel wird gegen 20 Uhr von Wolken überzogen, der Wetterumschlag bewahrt uns vor weiteren Bombardementen.

7. November

Erster Schnee seit unserer Anwesenheit in Juchnow. Es ist kalt geworden, aber doch nicht ärger als bei uns zu Hause in einem normalen Winter. Mit dem weissen Überzug sieht die Landschaft viel schöner aus. Das schmutzige Braun ist verschwunden, nur noch der nahe Wald hat seine natürliche Farbe.

Im Lazarett ist die Spannung zwischen den deutschen und den schweizerischen Schwestern fast unerträglich. Es muss demnächst zu einer Entladung kommen. Die Schikaniererei von Schwester Anni ist an allem schuld. Ich gehe so wenig als möglich in den Ops hinunter, und am Abend sind wir unter uns Männern der untern Dienstgrade. Was unsere Ärzte machen, weiss ich nicht. Vielleicht sitzen sie mit den Schwestern zusammen, vielleicht sind sie unter sich oder mit deutschen Offizieren im Casino.

Heute Abend bittet mich Heinz, ein deutscher Sani, mit einigen andern Sanis Karten zu spielen, und ich sage gerne zu. Wir gehen in das frühere Mannschaftsquartier und finden auch schon einige Landser beim Spielen vor.

Gleich machen wir mit, aber ich muss dieses Spiel erst kennen lernen. Man spielt «Siebzehn und vier» oder «alte Tante» und gegen Geld, das zur Genüge vorhanden zu sein scheint. Was soll man hier mit dem Sold anfangen, zu kaufen gibt es nichts.

Das Glück ist mir hold, ich gewinne in eineinhalb Stunden siebzig Mark. Ich habe vorsichtig gespielt und nichts riskiert, alle andern haben sich viel mehr überzogen, und das ist bei diesem Spiel der Fehler, man muss den

Gegner auch mit vierzehn oder fünfzehn Punkten täuschen können und nicht von selbst out gehen.

8. November

Von meinem Saal sind sechs Verwundete transportfähig. Heute soll ein grösserer Transport nach rückwärts gehen. Morgens sieben Uhr stehen die Fahrzeuge schon bereit. Die Glückspilze sind froh, dass sie abfahren können, sie haben alle Aussicht, an Weihnachten zu Hause oder in einem Heimatlazarett zu sein. Für die meisten ist dann das Kapitel Russland abgeschlossen.

Am Abend kommt Heinz mit mir zu einer russischen Familie. Veranlassung ist Regina, ein Russenmädchen, welches in unserem Lazarett arbeitet.

Das Haus ist zur Hälfte mit deutschen Soldaten belegt. Weil es nur zwei Räume hat, sind die anwesenden sechs Frauen jeder Altersklasse in der Wohnküche zusammengepfercht. Armselig und einfach sieht es aus, aber ausnahmsweise sauber. Die Wände sind mit Zeitungen überklebt, zum Schutz gegen das Ungeziefer als Ersatz für Tapeten. Jede Frau hat einen Strohsack als Lagerstätte, es bleibt nicht mehr viel Platz. Wir sitzen auf einer Ofenbank.

Leider können wir uns zu wenig verständigen, um herauszufinden, wer alles zur gleichen Familie gehört. Wir verteilen Schokolade und trinken eine organisierte Flasche Rotwein. Er schmeckt uns besser als der polnische oder russische Schnaps, der auch in kleinen Mengen erhältlich ist. Wir unterhalten uns, so gut es geht.

Eine Frau klagt über Kopfschmerzen. Zufällig habe ich eine Schlaftablette bei mir. Innert zehn Minuten ist das Kopfweh vorbei, ich dachte schon, dass sich die Frau niederlegen und dann einschlafen werde. Aber sie bleibt purlimunter.

Wir verabschieden uns bald und rücken in unsere Quartiere ein. Es lag nichts in diesem Besuch. Die Frauen begriffen unsere Erklärungen über Schwejzarski nicht. Ich habe für sie nur eine andere Uniformfarbe mit feinerem Stoff, als ihn die deutschen Landser haben. Ich hätte unsern Chauffeur Linder oder von Steiger mitnehmen sollen, beide können Russisch und hätten dolmetschen können, aber beide waren unabkömmlich.



russische Kinder in einer Bauernkate

10. November

Erster Krach zwischen den Schwestern Anni und Hedi. Ich mische mich auch ein und helfe Hedi, was ich nur kann. Sie ist nach meiner Meinung auch im Recht.

Inspektion unseres Lazarettes durch einen Generalarzt.⁶⁸ Er ist zufrieden. Wir vernehmen dabei, dass der Angriff vor Moskau abgewiesen wurde, denn jeden Tag erwartete man die Meldung vom Fall Moskaus. Am Nachmittag kann Chauffeur Linder bei Russen einen Hahn eintauschen. Den beiden Chauffeuren kommen die Sprachkenntnisse zugut, sie haben es leicht, mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Gegen eine Mark und ein Paket Tabak war der Handel perfekt. Zu fünft werden wir ein Fest bauen und diesen russischen Gockel vertilgen. Das wird eine Abwechslung zur Militärkost ergeben.

In den nahen Ruinen zweier Häuser sind einige Räume als Ausweichlazarett eingerichtet worden. Es werden Verwundete dorthin verlegt, deren Behandlung aus gelegentlichen Verbandwechseln besteht. Sie benötigen wenig Pflege und gehen mit den nächsten Transporten weg. Die Betreuung dieser Patienten wurde Dr. Blunschy⁶⁹ übertragen. Mit seinem kleinen Verbandzimmer ist er jeden Tag wenigstens einige Zeit aus unserem Lazarettbetrieb heraus.

12. November

Der Hahn war fein. Alle Tage haben wir nun ein Extra. Ich weiss nicht, wo die Chauffeure diese Sachen beschaffen. Auf alle Fälle nicht im Ort selbst, sondern irgendwo auf dem Land. Gestern Eier, heute Milch, demnächst soll wieder ein Hahn oder ein Huhn fällig sein.

Die Chauffeure Linder und von Steiger verstehen es wirklich, Tauschgeschäfte zu machen. Auf der Abteilung ist sehr viel zu tun. Heute 2 Transfusionen. Kälte 25° und fast kein Schnee. Um 7 Uhr hören wir russische Flugzeuge. Sie werfen Leuchtmunition ab. Letzte Nacht sind Brandbomben abgeworfen worden.

Ich höre auch, dass Dr. Blunschy mit im Spiel ist, da er angefangen hat, Zivilbevölkerung zu behandeln. Es hat so begonnen, dass vor einigen Tagen eine Russenfrau ins Lazarett kam und um Behandlung einer schwerkranken Frau bat. Durch von Steiger war eine Verständigung

⁶⁸ Generalstabsarzt Dr. Albrecht Ziaja (1885-1969), Armeearzt 4 seit dem 1.8.1941 (Juchnow gehörte zum Bereich der 4. Armee unter Generalfeldmarschall v. Kluge), im I. Weltkrieg Stabsarzt, 1935 Generalarzt, 1939 Armeearzt der 2. Armee, 1942-1945 ordentliches Mitglied des wissenschaftlichen Senats für das Heeres-Sanitätswesen, bis 1947 in Kriegsgefangenschaft.

⁶⁹ Dr. Anton Blunschy (1909-1989); Studium in Zürich, Bern (Ex.); nach dem Krieg prakt. Arzt in Buochs

möglich. Unter den Ärzten fand eine Besprechung statt, die Behandlung wurde abgelehnt, damit kein Konflikt mit den deutschen Stellen eintreten sollte.

Mit diesem Entscheid konnte sich Dr. Blunschy nicht abfinden, er ging auf eigenes Risiko und in Begleitung von Steigers zur Krankenvisite. Er fand eine ältere Frau vor, sie hatte hohes Fieber und wahnsinnig Kopfschmerzen. Dr. Blunschy diagnostizierte einen Hirnabszess mit bereits erfolgter Perforation im Mastoid.⁷⁰ Durch von Steiger liess er Schwester Rosmarie kommen, welche einige Instrumente und Medikamente mitbringen musste. Er eröffnete darauf auf dem als Op-Tisch hergerichteten Küchentisch klassisch hinter dem Ohr und gab eine kräftige Dosis Irgamid. Nach zwei Tagen kam Chauffeur von Steiger gerade dazu, wie Soldaten der Waffen-SS das Haus dieser russischen Familie belegen und die kranke Frau abtransportieren wollten. Schnell holte er Dr. Blunschy, und dieser legte sich ganz gewaltig ins Zeug. Er drohte als Delegierter des Roten Kreuzes mit Meldung an höchsten Stellen und konnte erwirken, dass gerade dieses Haus und die Familie in Ruhe gelassen wurde. Die Heilung machte gute Fortschritte, und das kühne Auftreten von Dr. Blunschy sprach sich schnell bei der russischen Zivilbevölkerung herum, so dass dies für die Beteiligten und Dr. Blunschy beinahe schief ausging.

Die Einrichtung des Verbandzimmers in den Ruinen kam Dr. Blunschy richtig gelegen, denn bald fanden sich jeden Abend russische Zivilpersonen zur Behandlung ein, weil sie vom Schwejzarski-Arzt gehört hatten. In einem Kellergewölbe konnten die behandelten Leute auch ausruhen, am Morgen waren sie jeweils wie vom Erdboden verschluckt, einfach verschwunden.

Mit Chauffeur von Steiger und dessen Sprachkenntnissen kommt Dr. Blunschy auch in Verbindung mit einem Russenspital, welches in zehn Kilometer Entfernung im Wald versteckt liegt. Ein russischer Augenarzt aus Moskau und seine Frau führen dieses Waldspital, welches aus zwei Blockhäusern besteht. Es sind zur Hauptsache kranke und verletzte Kinder, die dort liegen und unter miesesten Verhältnissen gepflegt werden.⁷¹

Dr. Blunschy und von Steiger fahren jeden Tag hinaus, bringen Verbandstoff und Medikamente aus dem Lazarett mit und haben dafür öfters Krach mit deutschen Stellen, Wehrmachtstreifen und auch mit SS-Leuten.

⁷⁰ Processus mastoideus: knöcherner Schädelvorsprung hinter dem Ohr

⁷¹ Siehe vertraulicher Bericht Wladimir von Steigers an das Eidgenössische Politische Department und das Komitee vom 17.6.1942, Archiv Ernst Gerber, Kopie beim Herausgeber

Die Hartnäckigkeit von Dr. Blunschy auch gegenüber unserm Chef, der diese Behandlung auf Wunsch von deutschen vorgesetzten Stellen verbieten wollte, ist bewundernswert. Leider kann ich nichts dazu beitragen und höre auch kaum etwas von der ganzen Sache, die an anderer Stelle viel zu reden gibt, wir vernehmen erst viel später in den Details, was sich zugetragen hat.

Aus hundert Kilometer Entfernung sollen kranke Russen in dieses Waldspital gekommen sein. Auf Panje-Schlitten waren sie oft Tage unterwegs, bis sie zu ihrem Ziel gelangten, das sie vom Hörensagen kannten und in der Not aufsuchten.

Auffallend für uns ist nur, dass wir Dr. Blunschy und von Steiger selten sehen.

Auf der Station ist sehr viel Arbeit, und zwei Transfusionen so nebenbei gelingen einwandfrei. Jetzt habe ich den Trick heraus.

Die Verbandwechslerei im Saal nimmt immer mehr Zeit in Anspruch, ohne dass ich selbst viel helfen darf. Der Chef oder der Stationsarzt Dr. Forster und eine Schwester aus dem Ops machen die interessantere Arbeit. Nur die Dreckarbeit kann ich nachher mit den Sanis verrichten. Wenn nicht die Transfusionen wären, könnte ich mich überhaupt als gewöhnlicher Sani oder Anfänger betrachten.

Einer der russischen Gefangenen entpuppt sich als Coiffeur. Das kommt meinem Bart zugut, der prompt von ihm in die richtige Form geschnitten wird.

Ich finde heraus, dass dieser Mann vor dem Krieg an der Staatsoper Moskau Theatercoiffeur war.

Letzte Nacht sollen Brandbomben auf Juchnow abgeworfen worden sein, aber ich habe nichts bemerkt, weder Flugzeuge noch einen Brand. Allem Anschein nach schlafe ich fest wie ein Marmel.

Mit dem Einnachten haben wir wieder Fliegerbesuch, es werden Leuchtraketen abgeworfen. Zeitweise ist es taghell.

Morgen fährt einer der Chauffeure als Kurier nach Smolensk. Da sich Schwester Anni immer mehr als wahrer Drache entpuppt und der Streit mit Schwester Hedi offen ausgebrochen ist, wobei ich mich wieder auf die Seite von Schwester Hedi schlage, entschliesse ich mich, noch heute abend einen Rapport an die Missionsleitung zu schreiben. Schliesslich habe ich das gleiche Recht und kann mich beschweren, ohne den Dienstweg unbedingt einzuhalten, wenn ich glaube, dass unser Chef befangen ist. Und das ist er. Ich nehme die ewige Nörgelei und Anöderei dieser Schwester nicht mehr an, die es aber versteht, mit den Ärzten besonders nett zu sein.

Ich rapportiere über das gespannte Verhältnis gegenüber den deutschen Schwestern von Anfang an, dass sich niemand getraut, gegen Schwester Anni aufzutreten, weil sie durch den Chef Rückendeckung hat. Dadurch fühlt sie sich stark und erlaubt sich alles. Gleichzeitig bitte ich um Versetzung in eine andere Equipe, wo ich auch meine Kenntnisse entsprechend einsetzen oder sogar erweitern kann. Ich erinnere den Missionschef Oberstleutnant von Wyttenbach daran, dass er mich seiner Zeit nach meiner Ausbildung fragte und sie sehr gut fand. Ich bin nicht Tausende von Kilometern gefahren, um hier Sani-Arbeit zu verrichten. Für diese Arbeit hätte ich mich auch freiwillig in eine MSA melden können, ohne ein Risiko einzugehen.

Den Brief übergebe ich unserem Chauffeur Linder mit der Bitte, ihn Dr. von Wyttenbach persönlich zu übergeben.

Zum Schluss des Tages folgt die obligate Läusejagd, die heute besonders erfolgreich verläuft. Ich töte an meiner Unterwäsche 10 bis 15 Läuse!

14. November

Mit der Rückkehr des Kuriers kommt der provisorische Bericht, dass wir Juchnow bald verlassen und nochmals achtzig bis hundert Kilometer in Richtung Moskau versetzt werden. Wer uns hier in Juchnow ablösen soll, wird nicht gesagt. Vielleicht eine neu gebildete Equipe aus Smolensk? Anscheinend hat sich die Etappe um Smolensk schon gut organisiert, nur vor uns an der Front scheint Mangel an Sanitätspersonal zu herrschen.

15. November

Unser Lazarett ist voll belegt. Jeder Abtransport wird sofort mit Neuzugängen ausgeglichen. Die Triage-Stelle weiss über jedes Bett Bescheid. Mit Sanitätswagen oder auf Lastwagen, welche mit Stroh ausgepolstert sind, kommen die Verwundeten von den Verbandplätzen zur Triage, werden dort kurz untersucht, im Bedarfsfall ausgeladen und zu uns oder zu einem andern Lazarett am Ort gebracht.

Wenn es der Zustand des Verletzten erlaubt, geht der Transport gleich weiter rückwärts nach Roslawl, Smolensk oder sogar Orscha. Die Lastwagen fahren sowieso zurück und holen anderes Material.

Die schweren Fälle werden bei uns operiert oder mit neuen Verbänden versehen und so transportfähig gepflegt, dass sie so bald als möglich wie-

der ein weiteres Stück Richtung Westen abgeschoben werden können. Todesfälle haben wir bisher kaum gehabt.

Die Sanitätswagen sind mit vier Tragbaren versehen und transportieren meist Schwerverletzte. Auf den Lastwagen haben zwölf bis zwanzig Leichtverwundete Platz. Wenn möglich werden grosse Strecken in einer Fahrt zurückgelegt, Städte mit Eisenbahnanschluss angepeilt, wo Lazaretzüge den Weitertransport bis Warschau oder Deutschland übernehmen.

Nur die Kopfverletzten werden durch Flugzeuge direkt nach Deutschland geflogen. Uns wurden bis jetzt keine solchen Verletzungen zugewiesen. In grösseren Intervallen fielen heute dreimal Bomben auf Juchnow, ohne aber grossen Schaden anzurichten.

16. November

Letzte Nacht hatte ich unvorhergesehen Nachtwache. Vier deutsche Sanitäter sind krank, alle von der Nachtwache, denn es gibt keinen Aufenthaltsraum und man ist ständig mehr oder weniger dem Durchzug ausgesetzt. Es sind lange Nächte, es gibt immer viel zu tun. Sicher habe ich etwa hundert Schmerzspritzen verabreicht, zum Glück gab es keinen Notfall mit Gefässblutung.

Am Morgen habe auch ich Halsschmerzen, aber die Arbeit dauert bis neun Uhr, vorher kann ich nicht weg. Das waren sechsundzwanzig Stunden in einem Zug ohne Pause und ohne eine Minute Schlaf.

Vor dem Schlafengehen braue ich mir einen herrlichen Glühwein, denn sicher habe ich etwas Fieber. Mit einem schönen Rausch schlafe ich ein und habe drei Stunden Ruhe. Ich erwache wegen der Halsschmerzen, es würgt, und ich habe einen fürchterlichen Durst. Eine Kontrolle mit dem Fieberthermometer ergibt 38,5. Auch ich werde vorläufig nicht mehr aufstehen und melde mich durch Chauffeur Linder krank. Zum Glück habe ich selbst Irgamid-Tabletten in meinem Gepäck und beginne sofort mit der Kur.

Gegen Abend höre ich vom Lazarett her, dass dort ein Betrieb ist wie noch nie. Ein Lastwagen nach dem andern fährt vor. Es ist ein grosser Transport angekommen, es werden eiligst zusätzliche Feldbetten aus den Materiallagern gebracht.

Die Russen sollen in direkter Linie vor uns angegriffen haben und sind 23 Kilometer vorgerückt. Wir liegen etwa hundert Kilometer hinter der Front, und das ist in diesem Land keine Distanz. Das gestrige Bombardement hängt natürlich mit diesem Vorstoss zusammen. Wir haben uns an

die Bumserei schon gewöhnt und nehmen nicht einmal besonders Notiz, vielleicht merkt man es neben der vielen Arbeit auch weniger als am Anfang.

17. November

Aussentemperatur minus 27 Grad Celsius. Körpertemperatur 38 Grad. Die Halsschmerzen haben nicht nachgelassen. Aus einem Dämmer Schlaf erwache ich gegen Mittag und höre Musik. Bei der nächsten Strassenkreuzung, etwa 40 Meter vom Haus entfernt, steht ein Reportagewagen und gibt ein Mittagskonzert. Für uns und für viele sicher die ersten musikalischen Töne seit Wochen, das tut wohl.

Gegen Abend kommt die Meldung, dass russische Panzer auf einer Breite von fünfzehn Kilometern 23 km tief in die deutsche Front eingebrochen sind und direkt auf uns zu wollen. Wir sind noch 90 km davon entfernt. Vor uns liegen nur noch die Städte Malojaroslawez und Medyn sowie einige Dörfer, wie Juchnow eines ist. Zwei Feldlazarette mit zusammen tausendzweihundert Betten sollen zusammengeschossen sein. Das Personal konnte nur das nackte Leben retten. Die Verwundeten sind alle verloren.

Abendtemperatur wieder 38,5 Grad.

18. November

Morgentemperatur 37,3 Grad. Ich benütze die leichte Besserung, um vierzehn Briefe in die Heimat zu schreiben. Leider geht mein Vorrat an Zigaretten bald dem Ende entgegen, und die deutsche Ration «Ernte», von fünf Stück pro Tag schmeckt mir gar nicht. Die Rohrbettstellen, die wir oft als Aschenbecher benützten, werden daher einmal umgedreht, alle früher verwendeten Stummel von über drei Zentimeter Länge kommen nochmals an die Reihe. Es sind eine ganze Anzahl nur zur Hälfte gerauchte Zigaretten dabei. Man wird langsam bescheiden und ist mit allem zufrieden.

Das Liegen tut weh. Ich spüre durch den Strohsack genau die drei Holzlatten. Zu meinem Glück sind die Milchlieferungen nun obligatorisch geworden, alle Tage bekommen wir von den Russen einen Liter Milch. Chauffeur Linder macht für mich Dienst im Lazarett, so gut es geht. Die Ärzte und Schwestern haben streng zu arbeiten, daher kümmert sich auch

niemand um mich. Es hat noch kein Arzt nach meinem Hals geschaut. Abendtemperatur 38 Grad.

Linder fühlt sich in der weissen Schürze schon als Arzt. So fühlt er mir auch den Puls, den er nicht gleich findet, und nach einiger Zeit meint er: «Du betrügst mich, du hast ja abgestellt.» Dort, wo er fühlte, konnte er natürlich keinen Puls finden.

19. November

Letzte Nacht hatten unsere Ärzte Alarmzustand. Schwester Hedi hat gegen Abend Instrumente ausgekocht und durch ausströmendes Gas eine Kohlenoxydvergiftung erlitten. Es geht ihr schlecht.

Auch der Sani Franz und Schwester Rosmarie, die im gleichen Raum waren, zeigten Vergiftungserscheinungen. Mitten in der Nacht kamen Dr. Forster und Dr. de Puoz⁷² zu mir, um Citratabletten zu holen, die sie im Lazarett nicht fanden. Natürlich waren sie am richtigen Ort beim Transfusionsbesteck, wurden aber in der Aufregung übersehen. Man musste an Schwester Hedi einen Aderlass mit nachfolgender Transfusion durchführen. Borel⁷³ - oder Linder musste mitten in der Nacht in einem anderen Lazarett einen Spezialisten holen. Wahrscheinlich will unser Chef die Verantwortung nicht allein tragen.

Russische Flieger waren die ganze Nacht zu hören.

20. November

Ich liege immer noch im Bett, respektiv im guten Schlafsack auf der Strohmatten. Letzte Nacht brannte das Wäschehaus unseres Lazaretts mit-samt der Wäsche ab. Es stand fünfzig Meter neben dem Hauptgebäude in Richtung Wald. War es Selbstentzündung, waren es Brandbomben oder Partisanen?

Heute bekam ich das erste Paket mit Zigaretten und Drops aus Smolensk von Schwester Hanny. Sie hat mir ihre Ration gespart. Alles ist sehr willkommen. Danke, Schwester Hanny, du hast mich anscheinend nicht vergessen.

⁷² Dr. John de Puoz (1906-1997), aus Graubünden, Hauptmann; Chirurg. Nach dem Krieg Praxis für Chirurgie in Zürich

⁷³ Alexander Borel, einer der Chauffeure

Die beiden Sanitäter Heinz und Jack haben Diphtherie. Ebenfalls unsere Schwester Rosmarie. Hoffentlich geht es bei mir mit einer gewöhnlichen Angina vorbei.

Jetzt wäre ich vermutlich eine willkommene Hilfe im Ops. Deutsche Schwestern und Sanis helfen. Auch ohne die Spezialausbildung geht es in der Not. Ich kann mir vorstellen, wie Schwester Anni regiert. Abendtemperatur wieder 38 Grad.

Ohne Irgamid wäre wohl mein Fieber um 40 Grad herum, wie ich es zu Hause und vor einem Jahr auch schon hatte. Es sind lange Tage und Nächte, denn immer kann ich nicht schlafen, und es bleibt sehr viel Zeit, dem selbst eingebrockten Schicksal nachzudenken.

Heute abend gibt es Suppenhuhn aus der eigenen Küche. Schon eine Stunde brodet es auf dem Spirituskocher von Chauffeur Linder, und der Duft ist nicht schlecht. Wir freuen uns wie die Kinder. Leider passiert Chauffeur von Steiger, der sehr aufgeregt ist, dass er den Topf umwirft, und der ganze Inhalt schwimmt auf dem Fussboden. Ade, Suppe! Sie fettet höchstens noch den Holzboden ein. So entschliessen wir uns, das ausgekochte Huhn noch zu braten. Mangel an Fett haben wir nicht, dafür haben wir schon vorgesorgt. Die Freude ist aber umsonst, das Fleisch ist zäh wie Leder. Der eine gibt dem Huhn 65, der andere 85 Jahre. Aber es schmeckt doch etwas anders als die Eintopfgerichte, und so käuen wir bis zum letzten Knochen. Heute habe ich weitere sieben Briefversprechen in die Heimat eingelöst. So wissen zu Hause alle Bekannten, dass ich noch am Leben bin.

21. November

Chauffeur Linder - er macht jetzt Op-Wärterdienst - brüstet sich mit seinen neu erworbenen Kenntnissen und sagt: «Heute haben wir einen Kopf geöffnet.»

Gegen Abend kommt ein Kurier aus Smolensk und mit ihm Christian⁷⁴, der zweite Operationsgehilfe der Mission. Christian wurde in Roslawl abgeholt, denn wir zwei sollen ausgetauscht werden. Ich habe am kommenden Morgen mit dem Kurier zurückzufahren. Welche Überraschung, mein Rapport hat also gewirkt und mein Wunsch wurde erfüllt.

Wir tauschen natürlich den ganzen Abend unsere Erlebnisse aus und hören erstmals durch den Smolensker Kurier, was alles an den andern Orten mit den Schweizern passiert. Es ist bestimmt nicht überall so, wie es sein

⁷⁴ Christian Fankhauser

könnte. Aber über Gehörtes sollte man nicht urteilen, es wird so manches verdreht. Glaubhaft ist aber, dass besonders die Sekretärinnen und auch einige Schwestern ein tolles Leben führen sollen. Es hat gar viele deutsche Offiziere in der Etappe, und wir haben auch einige ganz hübsche junge Schwestern dabei. Sicher steht aber bei einigen «reserviert für Offiziere» unter der Haube.

Schwester Hedi geht es den Umständen entsprechend besser. Zum ganz grossen Krach wird es mit Schwester Anni erst einige Tage nach meiner Abfahrt kommen. Die Details, die zur Explosion führten, kenne ich nicht, aber es lag ja immer in der Luft. Schade dass ich nicht mehr da war, vielleicht hätte ich den Mut gehabt, auch vor dem Chef und den andern Ärzten auspacken.

Die fünf Schweizer Ärzte wurden als Schiedsgericht berufen, und wie nicht anders zu erwarten war, getraute sich niemand, gegen den Chef und Schwester Anni aufzutreten, und damit war Schwester Hedi verurteilt. Sie wurde nach Smolensk zurückbeordert.

Sonst weiss ich nichts über diese Sache. Ich nahm mir aber vor, beim nächsten Militärdienst zu Hause und bei einem erneuten Zusammentreffen mit Schwester Anni meine Meinung offen herauszusagen. Aber es kam nie dazu. Auf dem Heimweg gingen wir uns aus dem Weg, und seither haben wir uns nicht mehr gesehen.

22. November

Mit schwindeligem Kopf stehe ich auf und packe rasch meine Habseligkeiten in die Koffer. Der letzte Kaffee in Juchnow ist bald getrunken. Brot mag ich nicht, denn ich habe immer noch das ekelhafte Würgen im Hals. Temperatur habe ich bestimmt, ich spüre es, aber heute will ich gar nicht messen. Nur fort von hier. Der Kurier ist fahrbereit. Auf den Hintersitzen verstauen wir mein Gepäck. Zum letzten Mal betrete ich das düstere Gebäude, ich sehe nur die verwunderten Gesichter der Russen, gehe zum letzten Mal zu meinen Patienten. Funke ist noch da, die andern sind alle fort, und neue gequälte Gesichter liegen in den Kissen. Funke weint. «Sehe ich dich noch einmal?» Das ist bei jedem die grosse Frage. Kaum.

Gut, dass ich mich beeilen muss, so habe ich nicht lange Zeit, an sein Schicksal zu denken. Der Russe Wassili kommt mir auch noch im letzten Augenblick in die Quere. Auch er hat Tränen. Ja, man hat mich diese letzten Tage vermisst. Heinz fehlt ja auch. Ich sehe es in Wassilis Gesicht geschrieben, dass er nicht mehr mit Liebe behandelt wird. Er ist nur noch der Ruski. «Ruski, Ruski, bring mir die Ente», schreit ein Patient.

Das hat es vor einer Woche noch nicht gegeben. Da wurde gerufen: «Wassili, komm mal her», da war Wassili glücklich und sorgte sich um die Patienten wie um Kinder. Der bittere Zug um seine Mundwinkel, die Falten an seiner Stirn bedeuten nichts Gutes. Mit Gewalt muss ich mich losreißen, ein letztes „auf Wiedersehen“ rufe ich in den Saal, und weiter geht es. Mein bisheriger Chef hat eine düstere Miene aufgesetzt. Ich bin das schwarze Schaf seiner Equipe. Einen Rapport hat er mir wahrscheinlich nicht zugetraut, und seit gestern Abend weiss er Bescheid. Wie im Traum gehen die nächsten Minuten vorbei. Kurz und bündig melde ich mich ab, wünsche der ganzen Equipe noch recht schöne Tage und verschwinde. Ich habe keine Lust, die Schwestern auch noch einzeln aufzusuchen, damit ich mich nochmals ärgern muss. Der Motor heult auf, der Chauffeur gibt Gas, und fort geht es, auf Nimmerwiedersehen Juchnow. Vieles hat sich in diesen drei Wochen auf der Rollbahn verändert. Sie liegt mit einer dünnen Schneeschicht überzogen vor uns. Fast sauber wie unsere Landstrassen zu Hause. Ich sehe keine Löcher mehr, keine Todt-Arbeiter, keine Kadaver, keine Leichen, alles weggeräumt. Brücken sind fertiggestellt und die Straße ist schon viel besser. Die wellige Landschaft in ihrem Winterkleid wirkt schön und friedlich. Ich bemerke nicht einmal den Verkehr in der Gegenrichtung. Halb duselig, im Dämmerzustand geht die Fahrt dahin. Ich bin schwach und kann keine Eindrücke in mich aufnehmen. Hatte ich letzten Endes nicht auch eine Diphtherie? Ich war noch nie so müde.